Federzeichnungen.

von

Ernst Scherzer.

BIBLIOTHECA UNIVERSITATIS LIPSIENSIS

Erstes Bändchen.

Halle,
in der Renger'schen Buchhandlung.
1805.

Allen

guten Menſchen

in

Detmold

gewidmet.

Inhalt.

I. Bandov, der Glückliche. : Seite 1

II. Briefe einer verunglückten Kammerjungfer. : — 65

III. Mein Opiat für den Postmeister in Kreutzingen. : — 154

IV. Adonis und Vestris. : — 200

V. Die Papageno's. : — 220

VI. Luise. : : — 243

VII. Umrisse von Detmold und seinen nächsten Umgebungen. — 274

I.

Bandov, der Glückliche.

Ich habe mich lange danach gesehnt, der Biograph eines Glücklichen zu werden — eines Glücklichen, von dessen Schicksalen und Thaten, Leben und Tod ich mit ununterbrochener, theilnehmender Freude erzählen könnte. Man schreibt und liest sich an den traurigen Abentheuern der meisten Helden und Heldinnen aus der Romanen- und aus der wirklichen Welt endlich selbst traurig. Und

die sogenannten komischen Geschichten, die man dann und wann aufgetischt erhält, sind größtentheils sehr langweilig, sehr albern oder sehr platt, und ergötzen daher nicht, sondern erregen nur Ueberdruß, Unmuth, oder gar Widerwillen. Treu nach der Natur wünscht' ich daher einmal ein Gesicht zu mahlen, dessen ruhige, verständige und freundliche Züge mein eigenes Gesicht während des Mahlens, und die Gesichter aller meiner Nachbarn und Freunde während des Betrachtens mit dem Widerschein der lebendigsten Heiterkeit überzögen. Allein immer sah ich mich vergebens nach dem Originale zu meinem beabsichtigten Bilde um; und eins aus dem Kopfe zusammen zu lügen, wäre meiner Absicht gar nicht angemessen gewesen, denn da hätt' ich ja nicht bey der Vollendung mei-

ner Arbeit mit gutem Gewiſſen ausrufen können: „Nun, liebe Nachbarn und Freunde, kommt her und ſeht, daß auf der Welt noch wahres Glück zu finden iſt, obgleich ſo viele Stimmen laut ſchreien und wehklagen, daß es nichts als Jammer, Elend, und höchſtens hier und da etwas Scheinglück, unter der Sonne gebe.“

In dem lezten Briefe, den ich meinem Vetter Basting vor ſeiner Abreiſe nach Schottland ſchrieb, warf ich, ganz abſichtlos, einige Worte über dieſen Gegenſtand hin, der mich damals eben ſehr lebhaft beſchäftigte; und ich bat meinen Vetter im Scherz, ſich auf den Hebridiſchen Inſeln nach dem glücklichen Originale umzuſehen, das ich in unſerm Vaterlande nicht finden könne. Noch in der lezten halben Stunde, die mein Vetter in

Hamburg zubrachte, schrieb er mir eine flüchtige Antwort, worin die Worte vorkamen: „Um einen Glücklichen kennen zu lernen, brauch' ich warlich nicht nach den Hebridischen Inseln zu reisen, denn seit Jahren ist ja Bandov mein Freund."

„Bandov! Bandov!" rief ich freudig aus — „Also Bandov wird das erste Buch heißen, das ich schreibe." — Ich wußte, daß ich mich auf das Urtheil meines Vetters verlassen könne, und ärgerte mich über nichts, als daß er mir kein Empfehlungsschreiben an seinen glücklichen Freund mitgeschickt, ja mir nicht einmal einen Fingerzeig gegeben hatte, in welchem Winkel unsers Vaterlandes ich ihn zu suchen habe. Ich wollt' ihn schon in öffentlichen Blättern um seinen Stand und Wohnort befragen,

als mir zufällig, beim Leſen eines Zeitungsblattes, die Nachricht in die Augen fiel, daß der Miniſter von Bandov ſich mit der jungen Gräfin von Wittenheim vermählt habe.

Ich jauchzte laut auf vor Freude über den glücklichen Zufall, daß ich durch die Zeitung, welche ich eben befragen wollte, noch eh' ich dies gethan hatte, ſchon die nöthige Auskunft erhielt. Nun hatt' ich nicht nur Zeit und Einrückungsgebühren, ſondern auch vor der ganzen vornehmen Welt die bittere Beſchämung erſpart, mich als den allergrößten Ignoranten im diplomatiſchen Fache lächerlich zu machen; denn Herr von Bandov war, wie mir bald nachher einfiel, ſchon ein paarmal als Fürſtlich X * iſcher Geſandter in Regensburg geweſen. Einen un-

auslöschlichen Schandfleck hätt' ich mir also wenigstens in den Augen der ganzen Reichstags-Versammlung angehängt, wenn ich die gedankenlose Uebereilung begangen hätte, mich in den Zeitungen nach der Existenz eines ihrer bedeutendsten Sprecher zu erkundigen. Es war überhaupt, als wenn ich bisher in einem gedächtnißlosen Traume gewesen, und nun erst durch die Heirathsanzeige in den Zeitungen aufgeweckt worden wäre. Ich erinnerte mich nämlich jetzt auf einmal ganz bestimmt, daß mein Vetter Basting vor mehreren Jahren, als er sich in der Residenz des Fürsten von X** aufhielt, in ein paar Briefen erwähnte, er verlebe von Zeit zu Zeit sehr vergnügte Tage auf dem herrlich gelegenen Landgute eines Herrn von Bandov. Nur hatte er mir nicht geschrieben, ob er da den

Beſitzer, oder vielleicht nur den wohlhabenden Pachter des Gutes beſuche.

Hierüber war ich nun belehrt, und ohne die Rückkehr meines Vetters aus Schottland abzuwarten, nahm ich mir vor, nach X** ſtadt zu reiſen, um den Mann perſönlich kennen zu lernen, welchen einer der verſtändigſten, erfahrenſten und kaltblütigſten Beobachter mit ſo viel Zuverſicht einen Glücklichen genannt hatte.

Mein Weg führte mich durch eine bedeutende Handelsſtadt, wo ich mich, anderer Geſchäfte wegen, einige Tage aufhalten mußte. Dies gab mir Gelegenheit, die perſönliche Bekanntſchaft des berühmten Buchhändlers Barthel et Comp. zu machen, den ich durch den Hamburgiſchen Korreſpondenten ſchon längſt als einen ſehr enthuſiaſti-

schen Beförderer aller galanten Wissenschaften und — was mich vorzüglich für ihn einnahm — als einen höchst humanen und gutmüthigen Recensenten seiner Autoren schätzen gelernt hatte.

Zu dem Verlag meiner „Biographie eines Glücklichen" bezeigte er anfangs wenig Lust, besonders da er hörte, daß sich die Stärke, oder vielmehr die Dicke desselben, zu wenigstens vier Alphabeten anschlug. Er hatte zwar Einsicht genug, mir zuzugeben, daß ich mich schwerlich werde kürzer fassen können; allein, er blieb auch bey seiner Meinung, daß im wirklichen Leben die Menschen sich wohl zu dem Glücklichen hindrängten, und den Unglücklichen einsam stehen ließen, daß hingegen in der Novelle gerade der umgekehrte Fall statt finde, indem man da nach Herzenslust

mit den Armen, und Elenden aller Art seufze und weine, aber, sobald sie glücklich geworden, alles Interesse für sie verliere; aus welchem Grunde denn auch alle gescheite Romanenschreiber, denen Ruhm und Honorar lieb wären, die Hand an einen andern Unglücksritter legten, sobald sie den einen aus Burgverließ, Lazareth, oder Räuberhöhle ins Hochzeitbett gehoben hätten.

Als ich hierauf erklärte, daß es mir weder um ein Honorar, noch um den Ruhm eines Romanschreibers zu thun sey, sondern das ich ganz gratis ein treues Gemählde nach der Natur zu verfertigen gedenke; als ich endlich gar, im Vertrauen, hinzu setzte, daß ich den Minister von Bandov, in dem vollen Sonnenglanze seines Glückes, abzuschildern Willens sey; da ward aus meinem

bisher kalten, plötzlich ein äußerst theilnehmender, freundlicher Zuhörer; ich ward für einen der achtungswerthesten Schriftsteller erklärt, und meine vier Alphabete voll Glück waren glücklich untergebracht.

Herr Barthel et Comp. äußerte das lebhafteste Verlangen, eine Probe davon zu sehen, und starb fast vor Ungeduld, als ich ihm sagte, daß ich noch keinen Buchstaben geschrieben habe, sondern eben erst in die Residenz reisen wollte, um mein glücklichtes Original kennen zu lernen. Am andern Morgen war ich im Besitz von den kräftigsten Empfehlungsschreiben an den ersten Secretair des Ministers, an die Kammerjungfer einer gewissen Hofdame, und an den Sohn eines alten blinden Rathsherrn. Der letzte sollte mir dort die

Jugendjahre Sr. Excellenz, der erste über alles mögliche, und die Kammerjungfer über noch manches andere Auskunft geben. An den Minister selbst glaubt' ich keines Empfehlungsschreibens zu bedürfen, denn ich war überzeugt, daß ich bey diesem zu meiner Empfehlung nichts bedürfe, als die Erklärung, daß ich der Vetter meines Vetters Basting, seines vertrautesten Freundes, sey.

Eben wollt' ich die letzten Schritte nach meinem ersehnten Ziele thun, als die Nachricht einlief, daß der Minister indeß Grafenstand erhoben, und mit geheimen, sehr wichtigen Aufträgen von dem Fürsten von B** zu dem Dey von Algier gereist sey. Ich fühlte mich sehr unglücklich durch dieses neue Glück meines Helden; allein Herr Barthel — man verzeihe mir diese Abkürzung seines Nah-

mens — schlug die Hände jauchzend zusammen, und umarmte mich dann mit den Worten: „Liebster, bester Freund, heute müssen Sie mir wahrhaftig den Gefallen thun, und mit mir ein Glas Wein zu einer Sardellensemmel essen.“ Auf meine Frage nach der Ursach seines Freudentaumels, gab er mir die Antwort: „Liebster Seelenfreund, nun sind wir Beide geborgen. Nun steh' ich für einen tüchtigen Absatz unsers Buchs. Sie müssen es Sr. Majestät dem Dey von Algier dediziren; diese Ehre ist ihm noch etwas Neues — ich wette, Sie erhalten von ihm wenigstens den Rath- oder Professor-Titel, eine Tabatiere, oder Uhr nebst Kette, und ein gnädiges Handbillet, das ich in allen europäischen Zeitungen und Journalen auf meine Kosten abdrucken lasse.“

„Recht schön, lieber Herr Barthel," erwiedert' ich bedenklich — „allein vergessen Sie nur nicht, daß mein Held in Algier —"

„Ich weiß schon, was Sie sagen wollen." fiel mir Herr Barthel ins Wort. — „Es kann mit dem Herrn Grafen in Algier sehr schlecht ablaufen, meinen Sie. Aber desto besser."

„Verzeihen Sie, Herr Barthel, das wollt' ich gar nicht sagen; sondern —"

„Nun ja doch, liebster Schatz, ich gebe Ihnen auch darin Recht, daß wir hoffen dürfen, sein Glücksstern werde ihn selbst in Algier nicht verlassen. Es ist möglich, und ist sehr wahrscheinlich, daß er dort, und auf der Hin- und Herreise, erst noch zu recht hohen Ehren gelangt, und als Maltheserritter

und Paſſa von dreißig Roßſchweifen zurück kommt; aber es iſt auch eben ſo möglich und wahrſcheinlich, daß er Schiffbruch leidet, daß er viele Jahre lang die Sklavenkette tragen muß, daß er an der Peſt, an einer ſeidenen Schnur oder an einem Spieße ſtirbt. Was ſchadet uns das, frag' ich. Sie können es, wenn Sie durchaus auf lauter Glück beſtehen, entweder ganz und gar verſchweigen, oder es wenigſtens etwas zu bemänteln ſuchen. Indeſſen würde das Buch, meines Erachtens, durch eine gehörige Doſis von Jammer und Elend am Schluß erſt recht anlockend werden. Sogar eine Art von Moral käme ja dann mit hinein, und man könnt' es alſo nicht allein als Unterhaltung zum Weihnachtsfeſte, ſondern auch als Erbauung zu Oſtern, Pfingſten und al-

len Trinitatis-Sonntagen empfehlen. Da hätten doch einmal Leſer und Recenſenten eine volle Befriedigung.

Hier überfiel Herrn Barthel ein kleiner Huſten, und ich gewann dadurch endlich wieder auf einen Augenblick das Wort: „Ich bewundere Ihre Einſicht und Beredtſamkeit, mein werther Herr Verleger; aber ich wollte eigentlich nur ſagen, daß mir das neue Glück des Miniſters meinen ganzen Plan verdirbt. Ich brenne vor Ungeduld, mich mit meiner Feder über ihn her zu machen; ich bin vierzig Meilen weit gereiſt, um ihn und ſein Glück kennen zu lernen; doch in dem Augenblick, da ich die Hand ausſtrecken will, um ihn feſt zu halten, macht er einen Sprung bis nach Afrika, ohne ſich darum zu bekümmern, wie ſau-

er es mir werden wird, ihm nachzuſpringen."

„Liebſter Herzensfreund!" ſchrie Herr Barthel — „der Satan wird Sie doch nicht plagen, nach den afrikaniſchen Raubſtaaten zu reiſen?

„Gern thu' ich das freilich nicht, lieber Herr Barthel. Allein, ſagen Sie ſelbſt: wo ſoll ich die Geduld hernehmen, meine geſchnittnen Federn bis zu der Rückkehr des Miniſters ruhig liegen zu laßen?"

„Ey, wer verlangt denn das, beſter Herzensfreund? Im Gegentheil: ſchreiben Sie immer darauf los. Schreiben Sie, ſo ſchnell Sie können. Die Meſſe rückt einem Autor nur zu bald immer auf den Hals, und ein Meiſterſtück, das nicht in der Jubilate-Woche fix und fertig iſt, taugt nichts."

„Ich

„Ich glaube Ihnen das, Herr Barthel. Aber wie kann ich das Glück meines Helden beschreiben, wenn ich nichts näheres davon weiß? Wie kann ich seine Eigenschaften schildern, ohne sie studirt zu haben?"

„Herr Autor! Herr Autor! was soll ich von Ihnen denken? — Zum Henker, Sie werden sich doch wohl darauf verstehen, was Glück ist, und was ein Glücklicher, ein Minister und Gesandter für Eigenschaften besitzt? — Die allervortrefflichsten besitzt er; und er ist über die Maaßen reich. Auf ein Rittergut mehr oder weniger kommt es ja nicht an. — Ich will doch hoffen, daß Sie in der neuen Philosophie zu Hause sind. Nichtwahr, Sie sind es? — Nun, da werden Sie doch nicht allein die Welt,

sondern auch einen vornehmen Bewohner derselben, zu schaffen verstehen?"

„Herr Barthel, ich setze mein Ich zwar wohl selbst, aber das Ich eines wirklichen, glücklichen Ministers kann ich mit aller meiner Philosophie nicht setzen. Was helfen mir hier alle Schlüsse a priori?" —

„Ey, warum nicht? warum nicht, Herr Autor? So bald Sie sich selbst nur erst recht ernstlich gesetzt haben, (nehmlich an Ihren Schreibtisch) und mit rechtem Eifer Ihren Helden a priori (das heißt: immer im Voraus) beschreiben; so soll endlich auch wohl dieser, oder vielmehr seine Beschreibung, gesetzt werden, denn in meiner Druckerey giebt es bereitwillige Hände und Lettern in Menge."

Nicht ohne Empfindlichkeit bat ich jetzt Herrn Barthel, zu bedenken, daß eine Biographie weder ein Roman, noch eine philosophische Abhandlung sey. Er stellte mir gegen diesen Satz zwar das Beyspiel mancher gepriesenen Selbstbiographie auf; allein um mich damit nicht in die Enge treiben zu lassen, erklärt' ich schnell und nachdrücklich, daß ich mich bey meiner Arbeit nur an die strengste Wahrheit halten, und ohne hinlängliche Kenntniß von Thatsachen keine Hand daran legen werde.

Herr Barthel ward nun überzeugt, daß ich ein ängstlicher Hypochondrist sey, dem man theils etwas nachgeben, theils mit einem Glase Wein die Grillen vertreiben müsse. Er schenkte mir also sehr fleißig ein, und suchte mich durch

die folgende Wendung des Gesprächs wieder in bessere Laune zu versetzen:

„Ich weiß auch nicht, wo ich hingedacht habe, werther Herr Scherzer, Ihnen so zu widersprechen! Das soll mir nie wieder einfallen. Lieber will ich mich bemühen, Ihnen die genauesten Nachrichten auftreiben zu helfen. Wenn es Ihnen daher gefällig ist, so fahr' ich morgen mit Ihnen nach der Residenz, um Sie in eigener Person bey dem blinden Kutscher und der Kammerjungfer der Hofdame einzuführen. Das ist noch besser, als wenn Sie bloß durch Briefe von mir empfohlen würden. Auch kenn' ich da einen armen Buchdrucker, der nichts mehr zu thun hat, als allerley unnütze Dinge zu thun, und alle Hof- und Stadt-Neuigkeiten aufzutreiben und zu verbreiten, weil seine Pressen

keine Weisheit mehr verbreiten helfen. Wenn ich dem ein Alphabetchen Arbeit zu verschaffen verspreche, so treibt er uns alle mögliche Anekdoten von dem Minister auf, und so ist uns auch der Sekretair ersetzt, der wahrscheinlich mitgereist ist."

Wir fuhren am andern Morgen, bald nach Sonnenaufgang, in einer wohlverwahrten Kutsche nach der Residenz ab. Ich träumte wachend von dem Inhalt, und Herr Barthel schlafend von dem Absatz meines Buchs. Der Regen, der an die Fenster schlug, kümmerte also uns Beide nicht, sondern gewährte uns den Vortheil, Herrn Simon, den Büchdrucker, bey Unserer Ankunft gleich zu Hause an zu treffen, welches schwerlich der Fall gewesen seyn würde, wenn das Wetter nur etwas freundlicher gewesen wäre.

Herr Barthel wußte ihn meisterhaft zu kirren durch allerley Vorspiegelungen, welche wie Versprechungen aussahen, und doch keine waren; und Herr Simon war leichtgläubig und arm und geschwätzig genug, uns dafür mit dem ganzen Vorrathe dessen, was er von dem Minister wußte, zu Dienste zu stehn.

„Kein Mensch" hub er an — „kann Ihnen bestimmtere Auskunft über die merkwürdigsten Ereignisse in dem Leben Sr. Excellenz geben, als gerade ich, ihr dienstwilligster Diener, der Hochfürstliche Hofbuchdrucker Simon; denn ich will den sehen, der eine vollständigere Sammlung von authentischen Urkunden im Betreff der Glück- Freuden- und Ehrentage Sr. Excellenz aufzuweisen hat, als ich."

„Urkunden?" rief Herr Barthel — „authentische Urkunden? Bester Seelenfreund, die müßen Sie uns ablaßen."

„Kommt Zeit, kommt Rath." antwortete Herr Simon mit einer etwas wichtigen Miene, indem er mit allen zehn Fingern auf dem Tische trommelte.

„Was denn für Urkunden?" fragte ich, vielleicht mit einem unwillkührlichen, zweifelhaften Lächeln."

„Gedruckte!" sprach Herr Simon im Gefühl seines siegenden Uebergewichts — „lauter gedruckte, mein Herr! und nota bene, bis auf ein paar unbedeutende Ausnahmen, alle von mir selbst gedruckt."

Mein Schweigen, und Herrn Barthels staunendes „Was Sie sagen!" war nur ein halber Triumph für ihn. Um ihn zu vollenden, zog er einen großen

Kasten aus einem Schranke, und breitete eine Menge bedruckter Papiere vor uns auf dem Tische aus.

„Hier, meine Herren," nahm er dann wieder das Wort — „hier sehn Sie lauter Carmina zur Ehre des Herrn Ministers. Es sind drei und neunzig an der Zahl, zum Theil im größten Format, auf jedem Datum und Jahrzahl genau am Ende des Titels angemerkt, und der hochadeliche Nahme allemahl mit anderthalb Zoll langen Buchstaben gedruckt."

„Heiliger Apoll!" rief ich aus — „drei und neunzig Carmina?!"

„O Schade, Schade," rief Herr Barthel — „daß das Hundert nicht voll ist! — Wenn es nur wenigstens sechs und neunzig wären! das machte gerade acht Dutzend. Oder auch nur neunzig!

das machte doch sechs Mandel. Ich kann die ungeraden Zahlen gar nicht leiden."

„Herr Barthel haben vollkommen Recht" nahm Herr Simon wieder das Wort — „Das Hundert wär' auch gewiß schon voll, wenn der gute, alte Poet, von dem die meisten herrühren, nicht an der vorjährigen Kälte und Brodtheurung gestorben wäre."

„Woran wär' er gestorben, Herr Simon?"

„Bestimmt kann das wohl Niemand sagen, werther Herr. Einige behaupten, er sey verhungert; Andere, er sey erfroren. Ich spreche, er ist verhungert und erfroren zugleich, denn er hatte weder Brod noch Holz."

„Ey, er kann auch wohl verdurstet seyn;" sagte Herr Barthel — „denn

wenn der arme Teufel kein Holz gehabt hat, ſo wird ihm auch wohl das Waſſer in ſeinem Kruge gefroren ſeyn."

Man ſah an Herrn Barthels ſelbſtgefälligem Lächeln, daß er überzeugt war, etwas witziges geſagt zu haben. Herr Simon wollte mit dem Beweiſe ſeiner Ueberzeugung nicht zurück bleiben, und lachte daher aus vollem Halſe. Als mein Geſicht ſich aber immer mehr verfinſterte, mahlte ſich auf den ihrigen alsbald eine auffallende Verlegenheit, und Herr Simon ſuchte mit den Worten wieder einzulenken: "Ich hatte keinen kleinen Schreck, als ich den Tod des guten, alten Magiſters erfuhr, denn er iſt ſeit zwanzig Jahren mein Korrektor geweſen; und hätt' ich zu Anfange des vorigen Winters nur etwas zu drucken gehabt, ſo wär' es mit ihm wahrſcheinlich

ſo weit nicht gekommen. Und hätt' er ſich bis jetzt gehalten, da ſein hoher Gönner in ſo kurzer Zeit Hochzeit gehabt, in den Grafenſtand erhoben und zum Geſandten in Algier ernannt worden iſt, ſo hätte ihm das für drei Carmina drei Dukaten rein Geld eingebracht; und wenn nun alles in Algier und auf der Hin- und Herreiſe recht gut von Statten geht, und die Belohnungen dafür nicht ausbleiben, und die Frau Gräfin in Wochen kommt, und der Fürſt mit Gevatter ſteht, ſo wäre, vielleicht ſchon binnen Jahresfriſt, das Hundert voll geweſen, und der gute Magiſter wäre wieder in eine Art von Wohlſtand gekommen. Aber in dem vorigen böſen Winter, da meine Preſſen ſtill ſtanden, fiel auch bey dem Herrn Miniſter gar nichts vor, worauf ſich ein Carmen hät-

te machen laßen; und die Gelegenheit dazu so ganz vom Zaune zu brechen, mochte der arme Magister wahrscheinlich nicht wagen, weil er in solchen Fällen manchmal gar kein Honorar erhielt, und es ihm dann sehr sauer ward, die Kosten für Druck und Papier nach und nach mit Korrekturen abzuarbeiten.

„Se. Excellenz" unterbrach ich Herrn Simon — „haben wahrscheinlich Vorrath von solchen allezeit fertigen Hauspoeten, daß nicht viel daran gelegen ist, wenn dann und wann auch einer vor Elend umkommt?"

„Das mag wohl seyn;" erhielt ich zur Antwort — „allein keiner durft' es doch wagen, so oft zu kommen, als der selige Magister. — Ich will Ihnen das erklären. Sehn Sie, er ist vor Zeiten der Schreibmeister des Herrn Ministers

gewesen, und durch ihre schöne Handschrift, sagt man, haben Se. Excellenz den Grund zu ihrer glänzenden Laufbahn gelegt. Sie hatten sich nehmlich in ihrer Jugend unter das Militair begeben, und als Junker auf der Wache einmal einen Rapportzettel geschrieben, der aussah, als wenn er in Kupfer gestochen wäre. Unser hochseliger Fürst, der ein Liebhaber der schönen Wissenschaften war, freute sich darüber so sehr, daß er den Junker sogleich zum Officier machte, und kurz darauf zum Gesellschaftscavalier des Erbprinzen ernannte, für welchen er dann fast alle Liebesbriefe geschrieben haben soll. Der Prinz wußte das zu schätzen, und hob, seit seinem Regierungsantritt, seinen Liebling immer höher; und dieser blieb erkenntlich gegen seinen alten Schreibmeister, und

erlaubte ihm daher, bey jeder ſchicklichen Gelegenheit ein Carmen zu bringen."

Herr Simon hätte uns vielleicht noch eine Menge ſolcher Thatſachen mitgetheilt; allein unglücklicher Weiſe kam ein armer Knabe mit einem kleinen Neſt voll Eyer, das er im Buſche gefunden hatte; und von dieſem Augenblicke an wollte Herr Simon weder von dem glücklichen Miniſter, noch von dem umgekommenen Magiſter weiter etwas wißen. Er ſprach von nichts als von ſeinen Curioſitäten-Sammlungen, und von ſeiner Methode, Vögeleyer auszublaſen; und ſo ſehr wir es auch verbaten, war er doch nicht davon abzuhalten, vor unſern Augen ein Probeſtück ſeiner Kunſt zu machen. Und als ihm zwei Eyer hintereinander verunglückten, und ſich zer-

'brochen in seinen Schooß ergossen, ward aus dem kleinen, freundlichen Manne plötzlich ein kleiner, finsterer Satan, der Tisch und Stuhl umwarf, und sich selbst bey den Haaren zaukte, und Blitze aus seinen kleinen Augen auf mich und Herrn Barthel schoß, die uns, so unschuldig wir an seinem Unglück auch waren, dennoch in der höchsten Eil aus seinem Zimmer trieben.

„Hat der gute Mann mitunter Anfälle von Wahnsinn?" fragt' ich, als wir auf der Straße waren. „Ach nein;" erwiederte Herr Barthel — „er ist nur in der Regel ein Narr, der blos dann vernünftig spricht, wenn er, vor Geldnoth, seine ausgeblasenen Eyer und andere Curiositäten vergißt. Seyn Sie ganz ruhig. So grob er auch eben war, so steh' ich doch dafür, daß er uns in ein

paar Stunden nachgelaufen kommt, um uns seine „gereimte Urkunden-Sammlung spottwohlfeil anzubieten."

Wir gingen daher, um unterdessen die Zeit auf eine andere Weise zu nützen, schnurgerade nach der Wohnung der vorerwähnten Hofdame, um der Kammerjungfer derselben unsre Aufwartung zu machen, und einige geheime Anekdoten aus dem Leben des Ministers abzujagen. Aber unglücklicher Weise hatte diese eben alle Hände voll mit Einpacken zu thun, weil sie, den Tag darauf, mit ihrer Dame in ein Bad reisen sollte. Herr Barthel konnte kaum Zeit gewinnen, ihr ein paarmal die Backen zu streicheln, mich als seinen Freund und als den Biographen des Ministers zu präsentiren, und ihrer Offenherzigkeit, in Betreff mancher Dinge, die Niemand so

gut

gut wiſſe, als ſie, auf das angelegentlichſte zu empfehlen. Sie beſtellte uns hierauf, mit ausgezeichneter Höflichkeit, zum Abend um ſieben Uhr wieder zu ſich, wo ſie ganz ungeſtört mit uns ein paar Stündchen hoffte verplaudern zu können.

Auf der unterſten Stufe der Seitentreppe, welche ſie uns hinab begleitete, ſprach Herr Barthel noch ein paar Minuten heimlich mit ihr, und ſagte mir dann im Vertrauen, daß ihm die Mamſell eben im Vertrauen geſagt habe, die Hofdame reiſe nicht wegen Kränklichkeit ins Bad, ſondern aus Verdruß über die Gräfin Bandov, die ſeit der Abreiſe ihres Gemahls der Mittelpunkt ſey, um den ſich alle Feſte bey Hofe drehen.

„Das hat Ihnen wirklich eben die Mamsell im Vertrauen gesagt?" fragt' ich.

„In vollem Ernst," antwortete Herr Barthel, mit einem ganz sonderbaren Lächeln. — „Ich muß Ihnen nur sagen, daß sie von alten Zeiten her eine Freundin von mir ist, so wie ihre Dame von dem Herrn Minister."

„So ist diese wohl eigentlich nur darüber verdrüßlich, lieber Herr Barthel, daß der Minister die Gräfin Wittenheim, und nicht sie, geheirathet hat?"

„Nicht doch. Sie scheinen auch gar nichts von den Verhältnissen unsers Durchlauchtigsten Fürsten zu wissen, lieber Herr Scherzer. Ist Ihnen denn nicht bekannt, daß diese Dame bis jetzt der Mittelpunkt war, um den sich alles bey Hofe drehte?"

„Ah, nun verſteh' ich den Verdruß, Herr Barthel. Aber für das Glück meines Helden wird mir nicht wenig bange."

„Mir nicht im geringſten, werthester Herr Scherzer. Im Gegentheil: ich will wetten, daß es nun immer höher und höher ſteigt. Denn, bedenken Sie doch nur: ſeit er die Gräfin geheirathet hat, iſt er ſchon in den Grafenſtand erhoben und zum Geſandten in Algier ernannt worden. Und da er ſo geſcheit geweſen iſt, ſogleich dahin abzureiſen, wohin ihm freilich ſeine junge, ſchöne Gemahlin nicht folgen konnte, ſo wird es gewiß an fernern Gnadenbezeugungen nicht fehlen, die ihn immer mehr zum Schooßkinde des Glücks machen, und alſo wahres Waſſer für Ihre Mühle ſind."

*

Je mehr ich mit dem Kopfe schüttelte, desto eifriger suchte mich Herr Barthel von seiner Behauptung zu überzeugen; aber je mehr Winke, Fingerzeige und Aufschlüsse ich über Se. Durchlaucht und Se. Excellenz erhielt, desto bedenklicher schüttelte ich mit dem Kopfe.

Auf einmal standen wir an dem Thore des Bandovschen Pallastes. Ein prächtiger Wagen rollte uns daraus entgegen, von den schönsten Pferden gezogen, und mit einer Menge reicher Livreen behangen. Aber alles, was um und an dem Wagen war, hatte man im Augenblick vergessen, wenn man hineinblickte, und die Gestalt sah, die, wie die Göttin der Freude und Schönheit, darin thronte.

„Das ist sie. Das ist sie.“ rief Herr Barthel.

Ohne weiter nach ihrem Nahmen zu frogen, erwiedert' ich schnell:" O Schade! ewig Schade um solch ein Weib!"

„Wie so?" fragte Herr Barthel.

„Nun, es ist doch die Gräfin, um die sich jetzt alle Hoffeste drehn?" gab ich zur Antwort, und starrte dem davon fliegenden Wagen nach, ohne von Herrn Bartheis Gegenrede etwas zu verstehn. Und ich hätte so vielleicht noch sehr lange gestanden, wenn er mich nicht endlich in den Pallast gezogen, und mir dabey versprochen hätte, daß ich die trefflichen Bildnisse der Gräfin und des Grafen da sehen sollte.

Der Sohn des alten Kutschers ward nun eilig aufgesucht. Vom Grafen war er zum Koch, von sich selbst aber zum Haushofmeister ernannt, daher ihn Herr

Barthel auch wenigstens fünfmal so nannte, als er ihm die Bitte vortrug, uns die Herrlichkeiten des Pallastes zu zeigen.

Ich sollte eine Menge von schönen Marmortischen, großen Spiegeln, Kronleuchtern und andern Prunksachen sehen; allein mich verlangte nur' nach dem Anblick der Bildnisse, daher eilt' ich bey allem übrigen, so schnell, als möglich, vorbey. Endlich hatt' ich mein Ziel erreicht, und verloren in der Bewunderung der schönsten Graziengestalt, rief ich aus: „Wie kann man nach Algier reisen, wenn man eben so einen Engel zum Weibe bekommen hat!"

Herr Barthel stieß mich mit dem Ellenbogen in die Seite, und trat mich auf den linken Fuß, um mich zum Schweigen zu bringen; aber er that dieß so derb, daß ich laut aufschreien mußte.

Der Haushofmeister lächelte dazu sehr vornehm, und sagte mit feinem Tone: „Ja, darüber ist nur eine Stimme, daß die Frau Gemahlin Sr. Excellenz ein wahrer Engel sind.“

Indem ich mich umdrehte, um meine Verlegenheit zu verbergen, erblickt' ich, an der gegenüberstehenden Wand, das Bildniß eines Mannes in einem prunkenden Galakleide, mit reichen Stickereyen und Ordensbändern bedeckt. Mit einer Art von Schrecken rief ich aus: „Das soll doch nicht etwa der Graf seyn?“ — „Ja freilich,“ antwortete Herr Barthel; und der Haushofmeister setzte, in seinem vorigen Tone, hinzu: „Jedermann meint, daß Se. Excellenz unvergleichlich getroffen sind.“

Ich weiß nicht mehr zu erzählen, was für Züge ich in dem Bilde sah, die

einen so widrigen Eindruck auf mich machten; nur im Allgemeinen ist mir die Erinnerung geblieben, daß das Gesicht des Grafen mit meinem Ideale eines Glücklichen in dem schreiendsten Widerspruche stand, und daß ich, von diesem Augenblicke an, den Gedanken gänzlich aufgab, der Biograph dieses Mannes zu werden.

Herr Barthel ahnete hievon noch nichts, sondern vertraute eben, wie ich nachher erfuhr, in einer entfernten Ecke dem Haushofmeister das Geheimniß an, und bat ihn, uns bey seinem Vater, dem alten Kutscher, einzuführen, um von diesem dieß und jenes aus der frühsten Jugend des Grafen zu erfahren. Ohne mich um die Sprechenden zu bekümmern, war ich in das offene Nebenzimmer getreten, wo noch eine

Menge von Bildnissen hing. Einige älteste waren sehr gut gemahlt, bey denen ich mit wahrem Kunstgenuß verweilte. Die beiden andern Herrn traten nach einigen Minuten zu mir. Herr Barthel eröffnete mir sogleich, daß der Herr Haushofmeister so gütig seyn wolle, uns noch diesen Nachmittag mit seinem Herrn Vater bekannt zu machen; und der Herr Haushofmeister versicherte, noch höflicher, als vorher, daß er sich, meines erhabenen Zweckes wegen, ein wahres Vergnügen hieraus machen werde. Ohne darauf etwas zu erwiedern, fragt' ich den Haushofmeister nach den Meistern zweier Bilder; allein, statt der Nahmen der Künstler, nannte er nur, nach der Reihe, die Nahmen der Herren und Frauen, welche die Bilder vorstellten.

Es waren lauter nähere oder entferntere Verwandte des Grafen, die mir sehr gleichgültig waren. Doch nach einer Menge unbedeutender Nahmen ward ich auf einmal durch die Worte: „Und dieß hier ist der Herr Bruder Sr. Excellenz" von neuem auf ein Gesicht aufmerksam gemacht, das mir schon vorher wegen seiner heitern Freundlichkeit aufgefallen war.

Lebhaft fragt' ich: „Hat Ihr Graf noch einen Bruder?" und Herr Barthel stolperte sogleich mit der Frage nach: „Ist der auch in den Grafenstand erhoben worden?"

„O nein;" antwortete der Hausbofmeister, mit einem spöttischen Lächeln — „er hat es ja ausgeschlagen."

„Ausgeschlagen? ist es möglich?" schrie Herr Barthel voll Erstaunen auf;

und mit noch spöttischerem Lächeln, als zuvor, erwiederte der Haushofmeister: „Wir achten das nicht. Wer nicht mit uns Schritt halten kann, der thut ganz wohl, wenn er sich darein findet, hinter uns zurück zu bleiben.“

Noch eh' er ganz ausgesprochen hatte, war ich ihm schon zweimal mit der Frage nach der Wohnung dieses Herrn von Bandov ins Wort gefallen. Und kaum hört' ich den Nahmen seines Guthes, Lestendorf, nennen, so erinnert' ich mich augenblicklich dieses Nahmens aus früheren Gesprächen meines Vetters Basting. Ich war nun auf einmal meiner Sache gewiß, und eilte, so sehr ich konnte, aus dem Pallaste hinaus, in welchen mich nur ein Mißverständniß geführt hatte.

Das beleidigte Nachgassen des Haushofmeisters kümmerte mich nicht; allein mit Herrn Barthel hatt' ich sehr viel Noth. Er konnte schlechterdings nicht begreifen, was ich in Lestendorf wolle, und behauptete, der dortige Herr von Bandov sey ein höchst unbedeutendes Subjekt, und also durchaus kein Sujet zu einem Leihbibliothekenhelden, denn selbst hier in der Residenz, so nahe an seinem Wohnort, würden die meisten Menschen gewiß der Meinung seyn, er sey schon längst todt, oder er habe auch vielleicht niemals existirt.

Als ich mich durch alle diese Vorstellungen nicht abhalten ließ, mir auf der Stelle einen Miethswagen nach Lestendorf zu bestellen, gerieth Herr Barthel fast in Verzweiflung über meine Halsstarrigkeit und Unhöflichkeit gegen

die Kammerjungfer und den Haushofmeister, die uns Nachmittags und Abends noch erwarteten, und von denen der letzte versichert hatte, nicht nur, daß sein blinder Vater mir ausführlich erzählen werde, wie Se. Excellenz schon in früher Jugend ein ausgezeichnet vornehmes Wesen gezeigt hätten, sondern auch, daß Se. Excellenz meine Biographie gewiß sehr gnädig aufnehmen, und mich vielleicht auf eine Art belohnen würden; daß ich nicht nöthig hätte, jemals wieder zu Jemandes Lob und Preis etwas ähnliches zu schreiben.

Zu meiner großen Freude rettete der Wagen mich ziemlich bald aus der Trübsal dieses Geschwätzes. Ich stieg ein, ohne Herrn Barthels Versicherung, daß er nun wohl einsehe, sich in mir durchaus geirrt zu haben, mit etwas an-

derem, als einem freundlichen Abschiedsgruße für immer zu beantworten; und sobald er mich nicht mehr sehen konnte, lacht' ich von ganzem Herzen über sein letztes, mitleidiges Achselzucken, womit er mich, als einen armen Tropf ohne Sinn und Verstand, zu bedauren schien.

Die freudige Ungeduld nach dem Ziele meiner Reise wuchs mit jeder Viertelstunde, denn alles, was ich von dem Minister gesehen und gehört hatte, machte es nur zu gewiß, daß dieser der Glückliche nicht seyn könne, den ich suchte. Auf solchen Wegen, und mit solchen Mitteln, sagt' ich zu mir selbst, erreicht man das Glück nicht, das ich meine, und das auch gewiß mein Vetter gemeint hat. — Ich mußte manchmal im Wagen laut auflachen, wenn ich mich noch an Herrn Barthels Seite, auf der Jagd nach Anek-

boten aus dem Leben eines solchen Glücksritters dachte; aber ein eiskalter Schauder überfiel mich auch mitunter bey der Vorstellung, wie mir zu Muthe gewesen seyn würde, wenn ich die falsche Fährte bis Algier verfolgt, und dort erst, vielleicht auf die allerunangenehmste Weise, meinen groben Irthum erkannt hätte.

In einem grünen, freundlichen Thale stand endlich mein Wagen vor einem geräumigen, aber prunklosen Landhause still. Nach langem Pochen an der verschloßenen Thür desselben, sah endlich ein alter Mann (wie ich hinterher erfuhr, ein invalider Jäger, der nicht mehr zehn Schritte weit gehen konnte) aus einem Fenster heraus, und sagte, es wären schon Alle in der Kirche; ich möchte daher eilen, daß ich noch zur rechten Zeit hineinkäme. Auf meine

Frage, weswegen man zu dieser ungewöhnlichen Zeit in der Kirche sey, erhielt ich die Antwort: „Je nun, unser Fräulein Emilie wird eben getrauet. Ist denn der Herr nicht ein Hochzeitgast?"

Ich verneinte dieß und sagte, daß ich, als ein ungebetener Reisender, bloß einen Besuch habe machen wollen, und fragte dann nach dem Gasthofe des Dorfes, um da einzukehren. Ehe der alte Mann mir hierüber Auskunft gab, versicherte er erst wiederholt, daß ich das nicht nöthig hätte, sondern ohne Umstände auf dem Hofe bleiben könne. Ich blieb aber bey meinem gefaßten Vorsatze, befahl dem Kutscher, nach dem Gasthofe zu fahren, und ging nach der nahe gelegenen Kirche.

Durch die Menge von Menschen, welche ich da versammelt fand, ward ich

gleich

gleich beim Eintritt in die Kirche sehr angenehm überrascht. Ich drängte mich näher nach dem Altare, wo eben die Ceremonie geendet zu seyn schien; und hatte einen unbeschreiblich schönen Genuß im Anschauen der vor mir befindlichen, still bewegten Gruppe der Hochzeitgesellschaft. Braut und Bräutigam hielten sich eben bey einem innigen Kuße umschlungen, zur Besiegelung der Worte, die der Prediger eben ausgesprochen hatte. Dann sank die Braut in die Arme der Mutter und des Vaters, die mit ihr, vor Rührung und Freude, weinten; und endlich umarmten Alle sich nach und nach, oder drückten einander wenigstens mit warmer Herzlichkeit die Hände, zum Zeichen ihrer Theilnahme an dem frohen Ereigniß.

Wie gern hätt' ich mich mit in den frohen Kreis gemischt! Nur mit Gewalt kannt' ich meinem Verlangen nach dieser Freude widerstehen; besonders beim Auseinandergehen der ganzen Versammlung, als zuerst der alte Richter des Dorfs, und dann noch viele andere Männer und Weiber aus der Gemeinde dem Brautpaare und den Eltern der Braut mit treuherziger Freude die Hände reichten, und den Segen des Himmels wünschten. Ich, als Fremdling, der nicht mit hinzu zu treten wagte, kam mir hiebey höchst einsam und verlaßen vor. Eine tiefe Wehmuth trieb mich ins Freie hinaus, wo ich den Kreis nicht mehr sah, in den ich so gern mit getreten wäre. Da überließ ich mich wieder froher dem Gedanken, daß ich den Mann nun gefunden habe, den ich suchte, oder

daß Herr von Vandov wenigstens sehr gut und geliebt seyn müsse, denn davon hatte mich sein Gesicht, sein ganzes Thun und Wesen, und die Herzlichkeit mit der seine Familie und die ganze Gemeinde an ihm hing, vollkommen überzeugt.

Mit froher Hoffnung auf den folgenden Tag, wo ich die Freude nachholen wollte, auf die ich heute noch Verzicht leisten zu müssen glaubte, kam ich, nach einer halben Stunde, in den Gasthof. Doch kaum hatt' ich von dem engen Stübchen, in das ich geführt ward, Besitz genommen, als Herr von Vandov hineintrat, und mich fragte, ob ich der Reisende sey, der ihn habe besuchen wollen. Ich bejaete dies, nannte ihm meinen Nahmen, und sagte, daß sein Freund Basting der geliebteste aller meiner Vettern sey, und mich zu der Reise nach

Leſtendorf veranlaßt habe. Sobald er dieß gehört hatte, nahm er mich freundlich bey der Hand, um mich als Gaſt in ſein Haus zu führen; und alle meine hiegegen gemachte Einwendungen waren unnütze, in den Wind geſprochene Worte.

Ich verlebte demals anderthalb Tage in dem frohen Kreiſe ſeiner Familie; und ich werde beſtändig dieſe Tage zu den ſchönſten meines Lebens rechnen. Man hatte ſich zu der Hochzeitfeier weder prächtig geputzt, noch viele Gäſte eingeladen. Auch aß und trank man eben nicht koſtbar, und getanzt ward ſo mäßig, daß es die meiſten heutigen Modeherrn und Damen vielleicht nicht des Anfangens werth gehalten hätten. Aber im Allgemeinen herrſchte die lebendigſte Fröhlichkeit in der Geſellſchaft. Die

ſchöne Gräfin, die mir hierher voraus-gefahren war, und die ich, wider mein Erwarten, nun ſo nahe beobachten konnte, war vielleicht die Einzige, die nur froh that, ohne froh zu ſeyn. Man ſah es ihr an, daß ſie, Trotz der nahen Verwandtſchaft, doch in dieſem Hauſe ziemlich fremd war. Auch ſchien ſie, innerlich zerſtreut, mit ihren Gedanken größtentheils entfernt zu ſeyn; und ein unangenehm vornehmes Weſen, das in dieſen anſpruchloſen Umgebungen ſeine Befriedigung nicht fand, ſchimmerte manchmal nicht undeutlich unter dem glänzenden Firniß ihrer feinen, geſellſchaftlichen Bildung hervor. Ihre Nähe gewährte mir daher bey weitem den Genuß nicht, den der angenehme Eindruck beim erſten Anblick derſelben mich hoffen ließ. Doch dieſe Täuſchung ſtör-

te mich nicht nur keinesweges, sondern war mir fast lieb, weil ich nun mit Auge und Ohr desto ungetheilter an dem Manne hangen konnte, um dessentwillen ich eigentlich gekommen war.

Je aufmerksamer und je länger ich diesen beobachtete, desto lebhafter fühlt' ich mich zu ihm hingezogen, und desto fester ward ich überzeugt, daß ich hier endlich gefunden habe, was ich so lange vergeblich gesucht hatte. Ich beneidete meinen Vetter Basting, der schon seit Jahren der Freund des Mannes war, den ich jetzt erst kennen lernte; und der Abschied von ihm, am Morgen des dritten Tages, that mir so weh, als verließe ich auf lange Zeit einen alten, bewährten Freund. Hätt' er an diesem Tage nicht seine geliebte Tochter nach ihrem neuen Wohnorte begleitet, so hätte

er mich auch, nach seiner ungeheuchelten Versicherung, noch nicht von sich gelassen; und ich wäre mit Freuden noch bey ihm geblieben.

Auf meinem einsamen Rückwege war mir zu Muthe, wie einem plötzlich Verarmten, der aber doch die Aussicht auf reichere Tage in der Zukunft hat; denn die wiederholte, freundliche Einladung, daß ich bald auf eine längere Zeit wiederkommen möchte, war mir ein ausgestellter Wechsel, der mir ein bedeutendes Kapital zusicherte, nur fürs erste, leider! noch nicht gefällig war.

Mit unveränderter Lebhaftigkeit behielt ich, auch in weiter Entfernung, in meinem Gemüthe jene angenehmen Eindrücke. Daß ich einen der besten Menschen kennen gelernt habe, blieb meine unerschütterliche Ueberzeugung; ob aber

auch wirklich einen Glücklichen, wie ich ihn lange zu sehen und zu mahlen gewünscht hätte? — Das bezweifelte ich eben nicht; denn meines Vetters Aussage hatte bey mir sehr vieles Gewicht; nur konnte ich mir, bey späterm, ruhigem Nachdenken, nicht verbergen, daß ich selbst noch keine eigenen Beweise dafür eingesammelt habe; indem die frohe Heiterkeit eines Vaters bey der erwünschten Verheirathung einer geliebten Tochter unmöglich eine Gewährleistung für den dauerhaften, glücklichen Frieden seines Herzens seyn kann.

Mein Verlangen, einen zweyten Besuch in Lestendorf zu machen, nahm also nicht ab, sondern verstärkte sich fast noch mit der Zeit. Doch hielten mich, weit länger, als ich vorher glaubte, eine Menge unüberwindlicher Hindernisse

von der Befriedigung dieses meines Lieblingswunsches ab. Und als ich ihn endlich erreichte, war ich nur einem sehr bittern Schmerze entgegen gereift; denn ich fand den Edlen, von dem ich so viel Gutes zu hören und zu lernen hoffte, und den ich mir zum Freunde erobern wollte, leider! auf seinem schmerzlichen Sterbelager; und sah ihn, eh' noch ein voller Tag verging, schon seine letzten, leisen Athemzüge aushauchen.

Ich weinte tief betrübt mit seiner Gattin und seinen Kindern neben seiner Leiche. Sein Tod erschien auch mir als ein unersetzlicher Verlust; und ich haderte mit meinem Schicksale, das mich gerade zu dieser Trauerscene geführt hatte. Doch so beklagenswerth auch an sich dieses unerwartete Ereigniß war, so

lieb war es mir, bey ruhigerem Nachdenken, dabey gegenwärtig gewesen zu seyn. Nicht nur war mein Herz dadurch zu den heiligsten Gefühlen emporgehoben worden, sondern ich war auch von nun an fest überzeugt, daß dieser im Vollgenuß des Lebens und im Kampfe mit dem Tode sich gleich bleibende Mann mit vollem Recht ein Glücklicher hatte genannt werden können. — Nur ein Glücklicher konnte auf seinem Sterbelager mit solch einer Freude und Dankbarkeit gegen sein Geschick in die Vergangenheit zurück blicken, und die Stunden seiner Geburt noch im Angesichte des Todes segnen; nur ein Glücklicher konnte mit dieser heitern Ruhe der unbekannten Zukunft entgegen schauen, und im Sterben noch dies freundliche Lächeln behaupten, das, wie ein Wi-

derſchein aus ſeinem Leben, noch ſeine erkalteten Lippen umſchwebte. —

Als ich ſpäterhin gegen meinen zurückgekehrten Vetter dieſe Meinung äuſſerte, ſtimmte er mir aus voller Ueberzeugung bey. Aber auf meine Bitte, um Mittheilung der bemerkenswerthen Schickſale ſeines Freundes, in Hinſicht auf meinen ſchriftſtelleriſchen Plan, gab er mir zur Antwort: „Laß ab von dieſem Plan, lieber Vetter. Herr Barthel hat darin vollkommen Recht, daß das Leben dieſes Glücklichen, und überhaupt eines ſolchen Glücklichen, ſich zu keiner in die Augen leuchtenden Beſchreibung eignet. Von den Glücklichſten auf dieſer Erde möchte auch in der Regel wohl immer am wenigſten zu erzählen ſeyn. Wenigſtens bey meinem verſtorbenen Freunde diente zur Bewah-

kung seines Glückes von außen her am meisten nur dieses, daß das Schicksal ihn so ziemlich mit wichtigen Ereignissen verschonte, die, in eben dem Maaße, als sie die entfernten Zuschauer unterhalten, den Frieden und die Ruhe desjenigen stören, den sie betreffen. — Gellerts ironische Worte in der Geschichte von seinem Greise: Er lebte, nahm ein Weib, und starb! würden auf Vandovs Grabsteine einen recht schönen, ernsthaften Sinn haben können. Er verstand nemlich die Kunst zu leben meisterhaft; sein eheliches und väterliches Verhältniß war eine der wichtigsten Quellen seines Glücks; und daß er auch zu sterben verstand, hast du ja selbst gesehen. Doch die sicherste die, Seine Glückquelle entsprang in seinem Innersten, seines Gemüths.

Er jagte nie nach einem falschen Scheine von Glück, wie sein eitler, habsüchtiger, Geld- und Titel-stolzer Bruder, der, ein ewiges Spiel der Launen des Fürsten und seiner eignen Leidenschaften, mit allem seinen Reichthum und glänzenden Prunk vergeblich gegen Langeweile, Uebersättigung und ein Heer von innern und äußern Beunruhigungen kämpft. — Mein Bandov aber hatte Sinn für wahres Glück, war dessen werth, und wußt' es zu erreichen und fest zu halten. In einem hohen Grade besaß er Wärme des Gefühls; ließ es aber nie zur heißen, zerstörenden Leidenschaft werden. Aeußeren Unfällen, die ihn freilich nicht oft, aber doch manchmal trafen, setzte er männliche Kraft und Gleichmuth entgegen, daß sie nicht zum Unglück für ihn wurden. — Er war nicht

reich, und mocht' es auch nicht werden; besonders um den Preis nicht, wie sein Bruder; aber Fleiß und Sparsamkeit sicherten seinen Wohlstand; Arbeit würzte seine Ruhe; Mäßigkeit erhielt ihn, bis zu seiner letzten, zufälligen Krankheit, an Leib und Seele gesund. Jedes Gute wußt' er zu schätzen, und jede Freude dankbar und weise zu genießen. Anspruchlos im geselligen Leben, bescheiden in seinen Erwartungen von den Menschen und dem Schicksale, ward er nur selten getäuscht, und noch seltener gekränkt. Und geschah dieß auch einmal, so überließ er sich doch keiner bösen Laune, sondern stellte augenblicklich, durch einen ruhigen Blick auf das Ganze seines Schicksals und der Menschheit, den inneren Frieden seines Gemüths wieder her. — Dieses, nur dieses machte

ihn zum Glücklichen. Aber davon ist, meines Bedünkens, wenig zu erzählen, lieber Vetter, so sehr es auch verdient gehört zu werden."

Meine gegründetsten Einwendungen hiegegen waren fruchtlos; denn mein Vetter Basting ist — im Vertrauen gesagt — durchaus kein Freund von der biographischen Buchmacherey. Um so mehr bedaur' ich es daher, daß das Schicksal mir nicht vergönnte, noch Bandov's vertrauter Freund zu werden, um in den geheimsten Tiefen seiner Seele zu lesen, wie das Schicksal ihn und er selbst sich zu einem wahrhaft Glücklichen bildete. Mein Glaube an Glück hier unter der Sonne ist durch sein Beispiel in meinem Gemüth für immer begründet; aber sein früher, unerwarteter Tod ist mir auch eine neue, grelle

Hinweisung auf die Unbeständigkeit und kurze Dauer alles Erdenglücks.

Und so stehe dann auch nur diese kurze Skizze von Vandov dem Glücklichen hier. Für den Verständigen ist sie vielleicht ein nützlicher Fingerzeig; den Ungläubigen und unglücklichen Thoren aber würden ganze Bände voll Schilderungen und Lehren weder überzeugen, noch weiser und glücklicher machen.

II.

Briefe einer verunglückten Kammerjungfer.

Aus dem Undeutſchen in das Deutſche überſetzt.

Erſter Brief.

Da meine gnädige Frau morgen einen Boten an deine gnädige Frau ſchickt, ſo will ich ihm den zweiten Theil von dem göttlichen Banditenbuche mitgeben, das mit du ſo gut biſt, und mir gleich den dritten dafür ſchickſt. Ach, wie glücklich biſt du, daß du einen Liebhaber haſt, der dich immer mit ſo ſchönen Büchern verſorgt!

Und dann wollt' ich dir melden, daß ich den vorgeschlagenen Dienst nicht annehmen kann, weil ich bey meiner gnädigen Frau bleibe. Sie hat mir nehmlich die besten guten Worte gegeben, und mir eins von ihren weißen Kleidern geschenkt, nachdem ich ihr gleich hinter einander zwei neue gemacht habe, die ihr doch gar zu schön sitzen; und nun soll ich ihr erst noch ein recht prächtiges zu einem Balle machen. Sie hätte mir wohl ein besseres schenken können, denn es ist gar nicht viel mehr werth; aber nun habe ich doch endlich eins mit einer rechten Schleppe, die sich eher sehen läßt, als meine andere, noch viel zu kurzen. Weil ich nehmlich viel kleiner bin, als die gnädige Frau, so kann ich vorn und an den Seiten des Kleides, wohl noch drey Hände breit abschneiden; hin-

ten aber ſchneid' ich nicht einen Strohhalm breit ab, ſondern ſtopfe nur einige eingeriſſene Stellen, ſetze noch ein paar Hände breit an; und da habe ich dann eine Schleppe, noch viel länger, als der gnädigen Frau ihre.

Nun wollt ich nur, du wäreſt hier, wenn ich den Sonntag auf unſeren Ball in dem neuen Wirthshauſe gehe, wo ich das letzte Mal die einzige war, die keine recht lange hatte. Ach, ich habe mich bald todt geſchämt!

Es iſt immer ein ganz allerliebſter Menſch da, der wie ein Engel walzt und hopſt, und mich ſchon zweimal nach Hauſe gebracht hat. Er ſcheint mir ein ganz vornehmer Mokſe zu ſeyn, denn er hat jedes Mal die Taſchen voll großer und kleiner Roſinen und Gerſtenzucker, womit er mich traktirt, wenn er mich

nach Hause bringt; und beim Abschiede küßt er mir dann immer die Hand, daß ich wohl sehe, er besitzt Lebensart, und ist nicht wenig verliebt in mich.

Wenn ich nur erst wüßte, ob es alles recht sein Ernst ist, denn man darf auch der besten Mannsperson nicht trauen, weil die meisten erzfalch sind, wie ich vorzüglich in Berlin an dem Baron, in Leipzig an dem Magister, und in Dessau an dem durchreisenden Kammerdiener gesehen habe. Schicke mir nur den dritten Theil, denn ich bin gar zu begierig auf den Ausgang der Geschichte, und möchte gern das nächste Mal beim Nachhausegehn vom Balle, Mosje Müllern wieder etwas daraus erzählen, damit wir etwas zu sprechen haben, und damit er doch sieht, daß er kein gemeines

Mädchen vor ſich hat, ſondern eine, die ſich gebildet hat, und die wohl weiß, was die Glocke geſchlagen hat, und wo Barthel Moſt holt. Unterdeſſen verbleibe ich

Deine

getreue Freundin

Johanne Chriſtiane Strulitzin.

Zweiter Brief.

Nein, ich bleibe ſchlechterdings nicht bey ihr, und wenn ſie ſich auf den Kopf ſtellte! Höre nur zu, was ich für einen Auftritt mit ihr gehabt habe.

Aber, eh' ich es vergeſſe, nur die Bitte: Sollte der Dienſt bey der Frau Landräthin ſchon vergeben ſeyn; ſo ſieh doch zu, ob du mir einen anderen verſchaffeſt, nur, wo möglich, in einem ad-

lichen Hause, oder doch wenigstens bey einer Dame, die einen recht vornehmen Titel hat. Denn unser eines, der es einmal bey hohen Herrschaften gewohnt ist, mag sich doch nicht gern wegwerfen, und zu einer bloßen Madam ziehen, wenn sie auch noch so reich wäre. Ich habe, wie du weißt, bisher bey lauter gnädigen Frauen und Fräuleins gedient; mein Vater ist Kammerdiener bey einem Baron, und mein Großvater Kutscher bey einem Grafen gewesen; ich habe also eine Art von Stammbaum, so gut als ein gnädiges Fräulein, und meine Ehre erfordert es, daß ich mir ihn nicht ohne Noth verderbe, sondern bey Ehren erhalte.

Wer weiß aber, ob ich nicht vielleicht bald das Dienen gar nicht mehr nöthig habe. Sollte sich das indessen auch noch ein wenig in die Länge ziehen,

ſo iſt doch dieſes ausgemacht: bey meiner jetzigen Frau bleib' ich nicht, und wenn ich auch wahrhaftig ſchlechtweg zu einer bloßen Frau Geheimräthin ziehen ſollte.

Sie iſt es gar nicht werth, eine Perſon, wie ich bin, in ihrem Dienſte zu behalten. Eine andere würde ſich freuen, eine Jungfer zu haben, die Niemand für eine hält, weil ſie wie eine Mamſell ausſieht; aber meine Hochgnädige meint, eine Jungfer müſſe — Gott verzeih mir meine Sünde — wie eine alte Trödeljüdin ausſehen, und nur für ihre hohe Perſon habe der liebe Gott die neuen Moden erſchaffen. Und worauf bildet ſie ſich denn ſo erſchrecklich viel ein? Meint ſie denn, daß ſie allein hübſch iſt, und ſonſt Niemand? Nun man merkt doch eben nicht, daß ſich die Freier ſo nach ihr jagen.

Und wenn sie zumal, wie es heißt, ihren Prozeß verliert, so muß sie fast das ganze Vermögen ihres seligen Mannes wieder herausgeben, und dann werden die Bissen, die es bey ihr giebt, schmal und mager genug ausfallen. Es verlohnt also auf keinen Fall die Mühe, sich nach ihrem Eigensinne zu richten, sondern es bleibt dabey, ich ziehe von ihr weg. Leb also wohl und sorge für deine Freundin

J. C. Struliţin.

Nachschrift am folgenden Tage:

Ich muß dir noch erzählen, worüber wir uns eigentlich entzweiet haben, denn gestern Abend hab ich es vor Aerger vergessen, welches ich erst jetzt, beim nochmaligen Ueberlesen meines Briefes, entdecke.

Siehst du, um die alte Fahne ist es hergekommen, welche sie mir neulich geschenkt hat. Du verstehst mich doch? Ich meine das weiße Kleid mit der langen Schleppe, wovon ich dir im vorigen Briefe schrieb. Sie will nicht leiden, daß ich es so mit der Schleppe trage, weil sie sich wahrscheinlich ärgert, daß es mich so gut kleidet, denn sie möchte gern ganz allein hübsch seyn, welches recht häßlich von ihr ist. Allein ich lasse nun und nimmermehr von dieser göttlichen Mode, und ich will den sehen, der mich davon abbringen kann!

Siehst du — ich hatte mir das Kleid in der Stille recht ordentlich zurecht gemacht, und so wie sie in den Sonntagsklub gefahren war, zog ich es an, und ging zu unserm Balle, wo aber diesmal nichts aus dem Tanzen wurde, weil bey

einem kleinen Streite, wegen des Bezahlens und Vortanzens, nicht nur einige Herren, sondern auch die Harfe und die Baßgeige, womit eben aufgespielt werden sollte, etwas zu sehr waren beschädigt worden.

Mosje Müller hatte sich, als ein höflicher und vorsichtiger Mensch, in Zeiten zurückgezogen, und war mit einem Riß in den Kragen seines Rockes davon gekommen. Ich hatte meine Nadelbüchse und etwas schwarze Seide bey mir, und konnte also den kleinen Schaden bald wieder gut machen, so daß wir hernach den ganzen Abend recht vergnügt zubrachten.

Ach, welch ein ganz anderes Gefühl ist es doch, wenn man für eine hübsche Mannsperson, als wenn man für eine gnädige Frau etwas flickt! Ich nähe da-

her auch Mannshemden, ob sie gleich mehr Mühe machen, viel lieber, als Weiberhemden. Geht es dir nicht auch so? Wir sympathisiren ja sonst fast in allen Stücken; sollten wir es, als treue Freundinnen, nicht auch hierin?

Aber Mosje Müller zeigte sich dafür auch so honett, daß die vornehmsten Herrschaften ein Beyspiel daran nehmen könnten. Ich war freilich erst ganz böse auf ihn, wie ich ihn weglaufen sah, und er nach einer halben Stunde erst wieder kam. Auch ließ er sich gar nichts merken, bis auf dem Heimwege, als wir in der letzten kleinen Seitengasse waren.

Ich hatte ihm bis dahin den dritten Theil des Banditenbuches erzählt, und ihm geschildert, was es unter den Banditen und Räubern für edle und allerliebste Leute giebt, so daß ein gefühlvol-

les Mädchen ihnen gut seyn müsse, sie möge wollen, oder nicht. Als er sich hierüber zu wundern schien, sagt' ich ihm: daß unter allen Liebhabern ein Räuber immer der romantischste, und folglich auch der liebenswürdigste sey, weil die List oder die Tapferkeit, womit er jedes Geschenk für sein Liebchen erbeutet, seiner kleinsten Galanterie einen höheren Werth gebe, und weil überhaupt ein Mensch, der den Muth habe, ein Räuber zu seyn, gewiß nichts weniger als einen langweiligen Liebhaber, wie man deren jetzt so viele findet, abgeben werde.

Ich sprach diese schönen Gedanken freilich eigentlich nur der belesenen Mamsell Psyche Salomo nach, welche lange in Berlin gewesen; allein da ich glaubte, daß Mosje Müller mit die-

ser nicht bekannt sey, so that ich, als ob es meine eigenen Gedanken wären. Nun fiel es mir aber doch sehr auf, daß er mich fragte, ob dieses wirklich meine Gesinnungen wären? Um mich nicht zu verrathen, sagt' ich: „Ey ja wohl! ey freylich! Glauben Sie denn, daß ich es nur einer Andern nachspreche? O, unser eins hat auch seine Gesinnungen. —" Hierdurch glückte es mir, ihm seinen Argwohn gänzlich zu benehmen, denn er küßte mir auf das lebhafteste die Hand; aber über dem Ellenbogen, weil ich diesen Tag gerade Handschuhe anhatte. Dabey rief er aus: „O, Mamsell Strulitzin, was haben Sie für ein vortreffliches Herz! und wie aufgeklärt sind Sie!" Ich antwortete, mit einen sanften Händedruck: „O, ich bitte Ihnen! Sie sind es gewiß eben so sehr, als ich."

Da es mir schien, als ob er mir nun seine Liebe förmlich erklären wolle, so schlug ich ihm vor, ob wir nicht noch durch ein paar Straßen gehen wollten. Er war dies auch sehr zufrieden, allein so geradezu sprach er eben nichts von Liebe, weil er noch etwas blöde ist, sondern nur auf eine sehr feine, verblümte Weise, indem er das Gespräch wieder auf seinen geflickten Kragen leitete, und hoch und theuer schwur, daß er noch nichts Saubreres in dieser Art von Arbeit gesehen habe, und daß er wohl einmal eine Frau haben möchte, die ihm alle seine Kleidungsstücke und seine Wäsche so sauber flicke und stopfe. —

Es war recht dumm von mir, daß ich ihm hierauf nicht antwortete, ein so hübscher Herr, als er, habe gewiß schon lange so eine geschickte Braut; oder so

etwas ähnliches. Das wäre die beste Einleitung zu einer Liebeserklärung gewesen. Aber wer besinnt sich gleich immer auf das Beste. Das fällt einem gewöhnlich erst hinterher ein. Ich war daher so einfältig, und sagte bloß: „Ach, das Kompliment verdient meine Arbeit gar nicht. Ich hatte ja keine Nadel, die fein genug war, und mußte damit nur so hinhuschen, weil ich Sie nicht so lange in den Hemdeärmeln wollte sitzen lassen."

Im Grunde war diese Antwort auch ganz gut, denn er fing nun noch einmal an, mich zu loben und mir zu danken, und versicherte, daß er vorhin von dem Balle bloß in der Absicht weggelaufen sey, um mir eine Galanterie zum Zeichen seiner Erkenntlichkeit zu holen, daß ihm aber etwas dabey hinderlich gewesen,

und er sich dies Vergnügen also bis zum nächsten Balle über acht oder vierzehn Tage verſparen müſſe.

Ich ſagte ihm hierauf, er wäre gar zu gütig, und möchte ſich meinetwegen doch ja nicht inkommodiren. Indeſſen als er mich nochmals bat, daß ich nicht verachten möchte, was er mir einmal zugedacht habe, gab ich ihm zu verſtehen, er könne mich manchmal des Abends an der Thür unſers Hinterhauſes treffen; worauf er dann verſprach, ſich längſtens den Dienſtag nach neun Uhr einzuſtellen.

Indem wir ſo noch ſprachen kam ein Wagen dicht an uns vorbei gefahren. „Daß ſich Gott erbarme! rief ich, da kömmt meine gnädige Frau ſchon nach Hauſe!

Halb

halb des Todes vor Schreck wollt' ich geſchwind zurück ſpringen, verwickelte mich mit den Füßen in der langen Schleppe, und fiel rücklings mit ſolcher Gewalt hin, daß ich auch Mosje Müllern, der mich aufhalten wollte, mit niederriß.

Mir verging Hören und Sehen, und wie ich wieder aufgeſprungen war, konnt' ich mich vor Aerger der Thränen nicht enthalten. Mosje Müller ſuchte mich, ſoviel er konnte, zu tröſten, indem wir nach Hauſe eilten; und er bat mich mitunter ſogar um Verzeihung, daß er mich habe fallen laſſen. — „Nein," ſagt ich, „die verwünſchte Schleppe iſt bloß Schuld; ich will ſie auch abſchneiden, ſo bald ich nach Hauſe komme."

Nun hätteſt du hören ſollen, wie er mich bat, daß ich das doch ja nicht

thun möchte, weil sie mich gar zu gut kleide, und weil ein honettes Frauenzimmer, das etwas aus sich machen wolle, durchaus eine Schleppe haben müsse. Ich mußte ihm hierin recht geben, und versprach ihm hoch und theuer, künftighin allemal mit einer solchen Schleppe auf den Ball zu kommen.

Wir mußten uns nun auf das eiligste trennen, weil meine gnädige Frau immer sehr ungnädig ist, wenn ich nicht gleich da bin, so bald sie in ihr Zimmer tritt. Diesmal war sie es ganz vorzüglich, weil sie schon zweimal geklingelt hatte, um sich die Handschuhe von mir ausziehen zu lassen.

Ich war nun zwar gleich nach dem Falle so vorsichtig gewesen, meine Schleppe an der Seite aufzustecken; allein ein großer Schmutzfleck, den ich ohne mein

Wissen", davon getragen hatte, fiel der Dame sehr bald in die Augen, und ich konnt' es nicht läugnen, daß ich gefallen war. Als ich nun den hintern Theil des Kleides etwas nach der Seite herum ziehen wollte, um den Fleck zu besehen, hatt' ich das Unglück, die Stecknadel loszureißen, und meine Schleppe fiel, ohne daß ich es bemerkte, in ihrer ganzen Länge auf den Boden.

Da war nun ganz und gar der Henker los. Erst fragte sie mich, ob ich närrisch geworden wäre; dann, ob ich im Kopfe nicht gescheit sey; und endlich, ob ich denn auch mein letztes bißchen Verstand verloren habe? — Denke dir nur die Anzüglichkeiten! „Nun, warum denn?" fragt' ich — „weswegen denn, gnädige Frau?"

Nun hätteſt du hören ſollen, wie ſie mich erſt wegen der Schleppe herunterriß, und dann wieder wegen meiner zu bloßen Bruſt. — Und, ſiehſt du, ich will nicht ehrlich ſeyn, wenn ich das Kleid da oben mehr ausgeſchnitten hatte, als ſie ſelbſt es trug. — Wie konnte ſie denn nun ſagen, daß ich, wie ein Nickel, ausſehe? —

„So, meine gnädige Frau? wie ſehen Sie denn aus? geht ihr Kleid denn höher hinauf, als meines? wenn ich mich ſchämen ſoll, ey warum ſchämen Sie ſich denn nicht? warum ſoll ich denn gerade verbergen, womit die ganze galante Welt und Sie ſo freigebig ſind?"

Wenn ich ſie ſo nur hätte fragen dürfen! Aber die Herrſchaften haben bey ſolchen Gelegenheiten das Fragen

gepachtet, und unser eines hat bloß zu zu hören, und also immer Unrecht. Ich sprach daher auch vor Aerger nicht ein Wort; allein umsonst soll sie mir gewiß und wahrhaftig das alles nicht gesagt, und so streng verboten haben, mich jemals wieder, so nach der Mode gekleidet, vor ihr sehen zu lassen. Sie soll zu seiner Zeit an den heutigen Abend gedenken, denn ich bleibe nun nicht bey ihr, und es ist also ein Aufwaschen. Und mit meiner Schleppe mach' ich, was ich will. Ich habe sie einmal; und wer lang hat, läßt lang hängen. Darauf lebt und stirbt

Deine

treue Freundin

J. C. Strulitzin.

Dritter Brief.

Nimm es doch ja nicht übel, daß ich in meinem letzten Briefe dir noch nicht geschrieben habe, wie es den Dienstag Abend an der Hausthüre mit Mosje Müller gieng. Wenn man so viel im Kopfe hat, bald von einer gnädigen Frau ausgescholten, und bald von einem Liebhaber geküßt wird, so ist es manchmal, als ob man ganz dumm wäre, und man vergißt oft in einem Briefe gerade das Beste und Wichtigste zu schreiben. Allein nun will ich die Feder doch auch nicht eher weglegen, als bis ich dir alles erzählt habe, ob ich gleich eigentlich an einem prächtigen, gestickten Kleide arbeiten sollte, womit meine Ungnädige übermorgen auf einem Balle bey ihrer Schwägerin großthun will.

Der Kukuk weiß, was es mit dem Balle für eine Bewandtniß haben mag, denn sie macht ganz entsetzliche Anstalten dazu, und scheint ihn kaum erwarten zu können. Ich habe schon einigemal an der Thüre gehorcht, wenn ihre Schwester, die Obristin, bey ihr war; aber die bringt immer ein Regiment kleiner Kinder mit, vor deren Toben man nicht zwey Worte im Zusammenhange hören kann. Das kleine Zeug ist mir deshalb auch ganz unausstehlich; und doch muß man immer damit thun, als ob man es vor Liebe auffessen möchte.

Nein, dafür habe ich lieber Mosje Müllern lieb; mit dem ist es eher der Mühe werth. Willst du wohl glauben, daß er sich erschossen hätte, wenn ich dabey geblieben wäre, den Kattun zu einem Schleppkleide, und das Pfund Kaffee

und Zucker, womit er mich beschenkte, nicht anzunehmen? Gewiß und wahrhaftig, er ließ so was hinterher merken, und wenn ich nicht nachgegeben hätte, wer weiß, was geschehen wäre; denn er war gar zu ängstlich und desperat.

Es war aber auch ein gar gräßlicher Abend! — Du mußt nehmlich wissen, daß, obgleich der Wind etwas unangenehm war, doch der Mond ziemlich hell schien, wiewohl nur noch im ersten Viertel, welches recht Schade war. Die Köchin und das Hausmädchen hatten Stuben zu scheuern; Johann, die alte Schlafmütze, saß hinter seinem Ofen; die gnädige Frau war bey Obristens zu Gaste, wo immer sehr spät gegessen wird; also hatt ich gute Zeit; ich konnte ganz ängstlich nach der Hinterthür kom-

wär' ich nicht eine Närrin gewesen, wenn ich mich genirt hätte?

Ein hübscher Liebhaber gilt einer gescheiten Kammerjungfer zehnmal mehr, als die allerhübscheste gnädige Frau; denn die Liebe ist ein wahres Vergnügen und ganz kinderleicht; dahingegen das ewige Bedienen mit Nähen und Platten und Frisiren und Aus- und Anziehen einem endlich ganz fatal wird. — Wahrhaftig es ist einem manchmal ganz melancholisch dabey zu Muthe; besonders wenn es einem erst einigemal mit dem Heirathen konträr gegangen ist.

Ich zog also mein Schleppkleid, woraus ich den Fleck von dem Falle schon Tages zuvor gewaschen hatte, wieder muthig an, ohne mich an das erhaltene Verbot zu kehren. Als ich noch gar nicht lange an der Thür gestanden

hatte, kam Herr Müller ganz außer Athem, und war sehr besorgt, daß uns Jemand sehen möchte. — Wir stellten uns also inwendig hinter die Thüre, welches mir anfangs gar nicht recht war, weil der Mond nicht dahin schien, und ich daher fürchtete, daß er vielleicht meine Schleppe nun gar nicht bemerken werde; nehmlich Herr Müller. Allein ihm entgeht nichts. Er hat Augen, wie ein Luchs, und sieht alles, weshalb ich ihn auch schon ein paarmal einen durchtriebenen Schelm genannt habe.

Den Zucker und Kaffee hatte er mir schon den Sonntag, als er vom Balliff, holen wollen, weil er wußte, daß ich, statt des Frühstücks, Kostgeld erhalte. Zu dem Kleide hatte er sich aber erst späterhin entschlossen, als er

glaubte, ich hätte mir bey dem Falle die Schleppe zerrissen.

„Nein," sagt ich immer — „das ist zu viel! das kann ich nicht nehmen! ich habe Ihnen ja nichts, als Ihren Kragen geflickt."

Aber da flüsterte er mir endlich ins Ohr: er möchte mir gern die ganze Welt schenken; und dann bat er mich wieder aufs allererbärmlichste, daß ich unterdessen doch mit der Kleinigkeit und mit seinem guten Willen verliebt *) nehmen sollte.

Dies war das erste Mal, daß er mit mir vom Verliebtseyn sprach. Sichst

*) Der Uebersetzer weiß recht gut, daß verliebtnehmen eigentlich in vorlieb nehmen hätte übergetragen werden sollen; allein man sieht wohl, daß er in diesem Falle den Grundtext nicht verändern durfte.

du, ſo wie ich das Wort hörte, ſo war es doch auch gleich, als ob er mich behext hätte. Das Herz klopfte mir; eine ſanfte Ohnmacht zitterte durch meine Glieder; ich ſeufzte einmal über das andere; ich ſtreckte die Hände aus; der Kaffee, der Zucker und der Kattun gehörten von dieſem Augenblicke an mir; mein Herz gehörte ihm — ach, Kupido, Kupido, zürne nicht, daß ein liebendes Mädchen ſich nun hinter dem Rücken ihrer Herrſchaft ohne Umſtände küſſen ließ! Sie verdient es freilich wohl, daß du ſie zur Strafe mit deinem giftigen Köcher erſchieſſeſt; doch du wirſt wohl Gnade für Recht ergehen laſſen; du haſt es ja ſonſt nicht ſo genau genommen, und wirſt alſo wohl auch dieſes Mal fünfe gerade ſeyn laſſen. Das Sprichwort ſagt ja

Lieben und geliebt zu werden iſt das gröſßte Glück auf Erden. —

Wie er mich nun gefragt hatte, ob ich ihm auch gut wäre, ſo fragt ich ihn denn auch, ob er mir gut wäre, und was er eigentlich für ein Metier treibe. Da antwortete er mir: „O ja! ganz raſend" — und dann, daß er von der Handlung ſey, und entweder bald mit ſeinem Vater in Kompagnie zu treten, oder ſich irgendwo allein zu etabliren gedenke.

Vom Heirathen ſprach er nun freilich noch nichts; und das iſt das einzige, was mir bey meiner Glückſeligkeit noch im Kopfe herumgeht, und weswegen ich das Konditioniren nicht ganz aufzugeben wage. Allein ehrlich meint er es gewiß, und ich werde es ſchon zu machen wiſſen, daß er ſich beſtimmt erklärt.

Er ſucht ſich übrigens in allen Stücken bey mir zu inſinuiren: was ich meine, das meint er den Augenblick auch; ſobald ich etwas hinfallen laſſe, bückt er ſich darnach; wen ich nicht leiden kann, den möchte er gleich ausprügeln; und mir zu Ehren hat er ſich auch ſo in die Räuber und Banditen verliebt, daß er jetzt jeden Augenblick, den er erübrigen kann, ihre Bücher lieſt.

Sag, ob man ſich einen beſſern Liebhaber wünſchen kann? O, ich hätte nicht gedacht, daß ich noch ſo glücklich werden würde! Wenn mir nicht die Augen zufielen, wollt' ich dir gern noch vielmehr davon ſchreiben. Ein andermal alſo. Ich bin

Deine

J. C. Struliqin.

Vierter Brief.

Heute habe ich einen ſchönen Tanz gehabt mit meiner Dame! Und denk' einmal: ſie iſt Braut! und ich bin wie mit Blindheit geſchlagen geweſen, daß ich das nicht lange ſchon gemerkt habe! Pfui! das hätt' ich mir kaum in meinem erſten Dienſtjahre vergeben!

Aber ſo verſteckt und falſch und hinterliſtig, wie dieſe, iſt mir auch noch keine Herrſchaft vorgekommen. Sie iſt mir daher auch ſo zuwider, daß ich lieber heute als morgen zu meiner alten, zänkiſchen Muhme Schnapſin aufs Dorf zurückginge, wenn ich nicht fürchtete, dadurch meinen Müller zu weit aus den Augen zu verlieren.

Da es ihr mit einer ſo reichen Heirath glückt — der gnädigen Frau nehmlich — und da ſie ſo gern groß thut, ſo

wird sie gewiß ihrer Kammerjungfer einen Hochzeitputz geben, der sich sehen läßt. Sie mag daher eine recht malitiöse Freude haben, daß ich ihn nun nicht kriege, sondern meine Nachfolgerin. Aber sie irret sich erschrecklich, wenn sie sich einbildet, daß ich mich darüber todt grämen werde.

Wer weiß, wo mir mein Waizen blüht, heißt es in einer schönen Arie. Und ich sage daher: wer weiß, was ich vielleicht bald für einen anderen Hochzeitputz erhalte, der mir noch etwas mehr Ehre bringt. (Ich mag mich nicht näher erklären. Allein du verstehst mich doch wohl: ich meine, daß ich mich vielleicht bald selbst als Braut putze.) Dann nehm' ich mir nicht mehr die Mühe, an eine solche gnädige Frau mit ihren gnädigen

digen Geſchenken auch nur im Schlafe zu denken.

Freilich, wenn ich nur einen einzigen Tag früher dahinter gekommen wäre, daß ſie Braut iſt, ſo hätte die Sache mit ihr und mit mir wohl nicht die jetzige, böſe Wendung genommen; ich hätte mich vielleicht einige Wochen etwas geniert, um die Hochzeit erſt noch mitzunehmen; gleich hernach hätt' ich dann doch immer thun und laſſen können, was ich gewollt hätte. Aber ich dachte immer nur, daß ſie durch den Prozeß ihr Vermögen verlieren würde, und da verlor ſich dann freilich immer mehr und mehr mein Reſpekt gegen ſie.

Die Koſtbarkeit des Kleides, das ich ihr zu dem heutigen Balle machen mußte, würde mich gewiß aufmerkſam gemacht haben, wenn ſie mir nicht vor-

gelogen hätte, ihr Bruder habe es ihr geschickt. Was hat sie nun von ihrem Lügen? Dafür lob' ich mir so eine gnädige Frau in der Komödie, die immer hübsch mit ihrer Kammerjungfer überlegt, wie sie es mit den Liebhabern und Freiern halten will. Da fliegt unser einem dann manch hübsches Geschenkchen und Trinkgeldchen zu, und man sieht mit Vergnügen seiner gnädigen Frau und ihren Anbetern zu Dienste, und eine Hand wäscht die andere, und man drückt von beiden Seiten dann und wann ein Auge zu.

Allein wie hat es meine Dame mit mir gemacht? Erst reißt sie mich neulich auf das ärgste herunter, weil ich mich hübsch nach der Mode angezogen habe; dann befiehlt sie mir, ihr ein neues, prächtiges Kleid zu machen, ohne mir zu sagen,

daß es ein Geſchenk eines Bräutigams iſt; und endlich heute, da es Zeit wird, auf den Ball zu fahren, und ich ihr das eben fertig gewordene Kleid zum Anziehen bringe, fängt ſie einen Lärm an, wie mir im Leben noch keiner vorgekommen iſt; droht, mich einſtecken zu laſſen; liegt eine ganze Zeit, wie ohnmächtig, auf dem Sopha; und jagt mich dann mit dem Befehle zu ihrem Zimmer hinaus, ich ſollte zu ihrer Schweſter gehen, und der ſagen, ſie könne nicht zu dem Balle kommen, denn ich ſey die malitiöſeſte Kreatur unter der Sonne, und habe ihr das ganze Kleid mit Willen verdorben.“

Was wollt' ich machen? Ich gieng ganz gehorſam zu der Obriſtin, um zu zeigen, daß ich ein gutes Gewiſſen habe, und richtete die Beſtellung aus; allein

ich hatte, wie du denken kannst, zu viel Lebensart und Ambition, als daß ich mich dabey die malitiöseste Kreatur genannt hätte.

Die Gesellschaft war schon beysammen; man wartete mit dem Anfange des Tanzes nur noch auf meine gnädige Frau. Du kannst also denken, wie die Obristin bey meiner Nachricht erschrak. Nach einigen Fragen an mich ließ sie den grossen, reichen Baron Homberg aus dem Saale rufen, der sonst immer wie ein Einsiedler und Sonderling auf seinen Gütern gelebt hat, ohne zum Heirathen Lust zu bezeigen, weshalb die Damen sonst auch immer sehr schlecht von seinem Verstande sprachen. Doch nun hat er auf einmal welchen; denn die Obristin redete ihn mit den Worten an: „Helfen

Sie mir mit Ihrem klugen Rathe, lieber Baron!"

Hernach nahm ich mir lange Zeit die Mühe nicht, hin zu hören auf das, was sie sprachen, denn es war Französisch, welches ich so wenig leiden kann, als ihn, weil es aus lauter unverständlichen, wunderlichen Wörtern besteht, die im Grunde gar nicht einmal wirkliche, ordentliche Wörter sind. Da ich nichts besseres zu thun wußte, so fieng ich aus allen Kräften an zu weinen.

Der Baron ließ seinen Hut und Stock holen, um selbst mit meiner gnädigen Frau zu sprechen. — Vorher fragt er mich nun noch, was es denn eigentlich mit dem Kleide für eine Bewandtniß habe, denn ich hatte bloß gesagt, daß sie es nicht anziehen möchte. Ich erzählte daher jetzt, unter tausend

Thränen, daß ich keine Schleppe daran gemacht, und es an der Bruſt nicht genug ausgeſchnitten hätte, weil meine gnädige Frau Jemandern einen Nickel geſcholten hätte, an deſſen Kleide oben herum zu wenig, und unten an der hinteren Seite, zu viel geweſen wäre. — „Da nun meine gnädige Frau" ſprach ich — „eine ſo ehrbare Dame iſt, ſo glaubt' ich, ich müßte von nun an bey jedem ihrer Kleider oben etwas zugeben und unten etwas abnehmen, damit die gute gnädige Frau —"

Hier ließ mich die Obriſtin, die ſchon lange feuerroth im Geſichte war, nicht ausreden, ſondern fuhr mit den Worten auf mich los: „Hat Ihr meine Schweſter dieſe Aenderung befohlen?" — Und wie ich dies verneinte, und von meinem guten Willen ſprechen wollte, ſagte

ſie im höchſten Aerger: „Sie iſt eine erzimpertinente, malitiöſe Perſon, welche nicht allein das Kleid bezahlen, ſondern aufs Zuchthaus obenein müßte, wenn ich an der Stelle meiner Schweſter wäre!“

Nun that ich aufs allerverzweifeltſte, und ſchlug die Hände einmal über das andere, unter lautem Schluchzen und Betheuren meiner Unſchuld, über dem Kopfe zuſammen. Der Baron wurde hierbey ganz ängſtlich, und ſuchte die Obriſtin und mich dadurch zu beruhigen, daß er verſicherte, er wolle meiner gnädigen Frau zehn andere, noch koſtbarere Kleider für dieſes verdorbene ſchenken.

„Und wenn Sie ihr morgen hundert ſchenken,“ wandte die Obriſtin ein — „ſo helfen ihr die doch heute nichts. Die ganze Geſellſchaft erwartet ſchon ſeit ei-

ner halben Stunde, daß sie den Ball eröffnen soll. Bedenken Sie doch."

„Nur ein Augenblickchen Geduld noch," antwortete der Obrist — „Ich will gleich hin zu ihr. Wenn der Bräutigam damit zufrieden ist, daß sie in einem anderen Kleide erscheint, so wird sie sich ja wohl zufrieden geben und kommen."

Bey dem Worte Bräutigam sah ich erstaunt hinter meinem vorgehaltenen Taschentuche hervor. Die Obristin winkte dem Baron etwas unwillig. — „Thut nichts — thut nichts." sprach er — „Heute Abend erfährt es ja doch die ganze Gesellschaft."

„Aber doch jetzt noch nicht." antwortete die Obristin; und dann sagte sie mir in einem gebieterischen Ton, daß

ich mich nicht unterſtehen ſolle, etwas auszuplaudern, was ich hier gehört hätte.

Ich war, wie aus den Wolken gefallen, und vergaß zu weinen und zu ſchluchzen, bis ich den Beſcheid erhielt, daß ich nach Hauſe gehen könne, um den Herrn Baron an zu melden. Aber mein Anmelden und ſeine Ankunft trafen faſt in einem Augenblicke zuſammen.

Meine gnädige Frau hatte in meiner Abweſenheit ſich doch überwunden, das verpfuſchte Kleid wenigſtens anzuprobieren, und ſtand eben damit dem Spiegel gegen über, wahrſcheinlich um ſich noch mehr zu ärgern, und mich noch mehr auszuſchelten. Zum Glück für mich trat nun gleich der Baron ins Zimmer, und ich mußte hinaus.

Daß ich an dem Schlüſſelloche lauſchte und horchte, brauch' ich dir wohl kaum

zu sagen. Nun hättest du sehen sollen, wie die vornehme, spröde Dame beim Küssen so still hielt; und das ist mir dann ein neuer Beweis, daß es mit den Herrschaften ihrem ehrbaren Wesen nichts als Verstellung und Zierrerei ist, und daß sie unser einem nur nichts gönnen, und bloß aus Neid und Mißgunst so einen Lärm erheben, wenn man mit einer hübschen Mannsperson einmal hinter einer Thüre steckt.

Kurz und gut, die Küsse und schönen Reden des Herrn Barons machten erst, daß sie das Kleid ganz und gar vergaß, und dann, daß sie sich sogar damit aussöhnte. Hättest du dir das wohl als möglich gedacht? Ich mir wahrhaftig nicht. Aber der Baron ist erschrecklich reich, und dann und wann etwas kurz angebunden; da fügt man sich frei-

ſich ein wenig in ſeinen Willen, ſo lange man nur noch Braut iſt. Nach der Hochzeit wird er ſo ein Kunſtſtück ſchwerlich wieder zu Stande bringen. Denn, welche geſcheite Frau ließe ſich von ihrem Eheherrn wohl ein verpfuſchtes Kleid aufſchwatzen, und gienge damit, der Mode zum Trotz, auf einen Ball, der ihr zu Ehren angeſtellt iſt? Solche Närrinnen ſind wir im Eheſtande nicht mehr.

Ein Herr Gemahl ſollte es einmal probieren, ſeine Frau Gemahlin in einem ſolchen Zorne zu ſtören, und zu ihr zu ſagen: „Lieber Engel, das Kleid, das Sie da anprobieren, iſt freilich nicht nach der Mode zugeſchnitten; allein das iſt mir im Grunde gar nicht unlieb, denn ich habe mich ſchon lange über die Mode geärgert, in welcher ich ſo oft mit meinen Spornen hängen geblieben bin. Auch

werd' ich es, als einen vorzüglichen Beweis Ihrer Liebe, zu schätzen wissen, wenn Sie zu dem heutigen Feste gerade das Kleid, das ich Ihnen, als einen kleinen Beweis meiner Liebe, dazu geschenkt habe, jedem anderen, modischeren und prächtigeren vorziehen. Wenn Sie mir darin liebenswürdig erscheinen, so kann Ihnen ja das Urtheil der Modenarren und Närrinnen wohl nicht so wichtig seyn."

Laß einmal einen Eheherrn so sprechen, und du wirst hören, was er für eine Antwort, oder ob er überhaupt eine erhält. Allein der reiche Herr Bräutigam konnte das wohl wagen; und sein toller Wille gieng wirklich durch. Er durfte sogar spottend hinzusetzen, diese breiten Biberschwänze dienten, wenn sie herabgelassen wären, zu nichts, als

zum Stuben- und Gaſſenkehren, und gehörten alſo höchſtens für Hausmädchen und Polizeidiener, welche die Beſen verloren hätten; für eine Braut ſchickten ſie ſich aber am allerwenigſten; denn dieſe begienge alleinal einen Raub an ihrem Bräutigam, wenn ſie bey einer Umarmung nur die eine Hand für ihn, und die andere für ihre Schleppe hätte. Denke dir das abgeſchmackte Zeug!

Der Baron iſt überhaupt ein ſonderbarer Mann. Seine Befehle klingen immer, wie Bitten; und ſeine Bitten feſſeln einen, wie Befehle. Ich glaube daher, daß es nicht leicht ſeyn wird, ihn unter den Pantoffel zu kriegen. Mein Mann wär' er nicht! wahrhaftig nicht! Indeſſen meiner Dame kann es gar nicht ſchaden, wenn ſie etwas ſchlecht ankommt; ſie hat es um mich nicht beſſer verdient.

und würde sonst vielleicht noch übermüthiger. Ich gönne sonst eben keinem Menschen etwas Böses; aber wenn aus dieser Ehe nichts Gutes wird, will ich mich waklich nicht todt grämen.

Unser eins wird die stolzen, verächtlichen Blicke und Mienen gewiß so ziemlich gewohnt, daß sie einen endlich eben nicht mehr sehr kränken; allein solch ein hochfahrendes, boshaftes Wesen, wie das, womit sie endlich zu mir in die Kammer kam, um sich von mir die Ballschuhe anziehen zu lassen, ist mir noch nicht vorgekommen. Wäre der Baron nicht in dem Nebenzimmer gewesen, ich glaube, sie hätte mich mit Füßen getreten, wie ich vor ihr knicte, um sie zu bedienen. Und wie sie dann an seinem Arme die Treppe hinunter und in den Wagen rauschte! — Nun ich bin sehr neugie-

rig auf ihre Zurückkunft; doch fürchten will ich mich warlich nicht.

Ich habe meinen Müller dieſen Abend wieder an der Hausthür geſprochen. Und dir darf ich es wohl vertrauen — er iſt bis zehn Uhr in meiner Stube geweſen, und hat mir nun förmlich erklärt, daß er in mich verliebt iſt, und daß er nichts ſehnlicher wünſcht, als, mich ſo bald als möglich zu heirathen. — Was brauch' ich mich nun noch vor ſo einer gnädigen Frau zu fürchten! Wenn ich erſt Madam Müller bin, ſeh' ich ſie nicht mehr über die Achſel an. — Doch ich höre den Wagen kommen. Leb wohl.

Deine

getreue Freundin

J. C. Struliţin.

Fünfter Brief.

Nein, so was ist mir noch nicht vorgekommen! Ich weiß nicht, ob ich halb todt wundern oder ärgern soll.

Ich kann es Dir jetzt wohl vertrauen, daß ich das prächtige Ballkleid abscheulich unten zu kurz und oben zu lang geschnitten hatte, um meiner schönen, gnädigen Frau, wie sie es verdiente, einen Possen zu spielen. Allein — solltest du das wohl denken? — ich habe ihr dadurch, wider meinen Willen, den größten Gefallen gethan, denn die allerneueste Mode in Paris, oder Frankreich, wie sie es nennen, ist gerade die nehmliche. Anstatt das Kleid zu verderben, hab' ich es, ganz gegen meinen Vorsatz, nach der aller-allerneuesten Mode gemacht. Das ist zum todtärgern!

Wenn

Wenn sie es mir gehörig verdankte, so wollt' ich mich darüber allenfalls noch zufrieden geben; allein gerade das Gegentheil. Sie ist durch mich — bloß durch mich nach der allerneuesten Mode geputzt gewesen — sie hat dies selbst zu dem Hausmädchen und ihrer Putzmachetin gesagt; und gleichwohl behandelt sie mich auf eine Weise, welche für mich höchst beleidigend ist. Ich habe sie nicht nur nicht ausziehen dürfen, als sie in der Nacht von dem Balle nach Hause kam, sondern auch, beym Aufstehen, durft' ich ihr weder ihren Kaffee bringen, noch ihre Toilette besorgen. Alles, alles, die wichtigsten Dinge muß ihr das Hausmädchen besorgen, und ich bin im Hause, wie eine Null.

Und was das schlimmste ist — auch meinen Müller kann ich diesen Abend

nicht ſprechen! Der Kaffee, den er mir geſchenkt hat, iſt noch mein einziges Labſal, und eine Art von Troſt in meiner traurigen Einſamkeit. Ich nehme ein volles halbes Loth zu jeder Portion, und gedenke ſeiner dabey mit der zärtlichſten Sehnſucht und Liebe. Ach, wenn ich für uns Beide doch erſt Kaffee kochte! Wie glücklich wäre dann deine Freundin

J. C. Struliţin.

Sechster Brief.

Ach, daß ſich Gott im Himmel erbarme! was ſoll ich anfangen? Man will mich armes Mädchen den Gerichten übergeben. Das falſche, niederträchtige Geſchöpf von Hausmädchen hat auf das allerſchlechteſte an mir gehandelt! Erſt ſtellt ſie ſich, wer weiß wie, freundlich,

und horcht mich aus, und dann geht sie hin, und sagt, ich hätte aus Malice das Kleid verhunzt. Und nun soll ich morgen oder übermorgen von einer Gerichtsperson verhört werden; und wenn ich mich zu Tode schäme und flehe, so hilft es mir nichts, denn mit der neuen Mode ist es nur ein Vorwand gewesen, wodurch die gnädige Frau mich hat ins Garn locken, und die anderen Damen betrügen wollen, um von ihnen nicht ausgelacht zu werden.

Ach, wenn ich das vorher gewußt hätte, so wär' es mir gewiß und wahrhaftig nicht in den Sinn gekommen, den unschuldigen Spas zu machen. Ich weiß auch gar nicht, wie ich dazu gekommen bin. Es ist, als wenn mich ein böser Geist bethört hätte. — Nun komm' ich nicht allein um den Hochzeit-

putz, sondern vielleicht auch außer der Zeit um den Dienst, und ich muß ohne Attestat und Kostgeld in die weite Welt! Ich bin ganz schwermüthig über mein Schicksal. Ach, wäre doch, statt einer armen Kammerjungfer, eine vornehme Herrschaft geworden

Deine

unglückliche Freundin

J. C. Struliţin.

Siebenter Brief.

Triumph! Juchheisa! Vivat! nun lach' ich alle meine Feinde aus. Wenn die Noth am größten, so ist die Hülfe am nächsten. Bald kann ich nun singen:

Liebe, süßes Morgenbrod!

Liebe, süßes Abendbrod!

Du verlässest jede Noth!
Ich bin Dein bis in den Tod!

Morgen früh um zehn Uhr soll ich aufs Rathhaus kommen; aber heute Abend um elf Uhr laß ich mich von meinem Müller abführen, und, sobald wir über die Gränze sind, mit ihm trauen. Dann brauch' ich mich nach keinem Menschen mehr zu genieren, und ich bin geborgen auf immer. Alle Anstalten sind gemacht; nur noch zwey Stunden bin ich in diesem verhaßten Hause; und diesen ganzen Nachmittag hin ich singend und trallernd mit dem neuen Schleppkleide, das mir mein Bräutigam geschenkt hat, herum gegangen, zur Verwunderung aller Domestiken, und gewiß zum großen Aerger der hochgnädigen Frau.

Sie denkt, ich soll mich darüber grämen, daß ich sie gar nicht mehr bedienen darf. O, das ist mir eben recht lieb gewesen, denn dadurch hab' ich Zeit gewonnen, mein neues Kleid zu machen, meine Wäsche auszubessern, an Dich und an meinen Geliebten einige Briefe zu schreiben, ihn heimlich in unserer Rollkammer zu sprechen, und nebenher noch ein neues Räuberbuch, das er mir gebracht hat, zweimal durch zu lesen. — Und über den Anschlag mit den Gerichten, womit man mich wahrscheinlich recht ängstigen will, o, über den lach' ich jetzt nur. Wenn ich erst entführt bin, so sollen sie mich wohl unverhört lassen.

Wahrscheinlich hat die Frau Obristin diese weise Anschläge gegeben, denn die hat mich schon lange nicht leiden können, weil ich ein gut Theil hübscher bin, als

ihre Fräulein Töchter, und weil der Kammerjunker, der die eine heirathen ſollte, mich einmal, als ich die Theemaſchine ins Zimmer brachte, vor allen Leuten in die Backen kniep. Das hat ſie mir nie ganz vergeben können, und darum verfolgt ſie mich auf allen Tritten und Schritten.

Allein die Unſchuld ſiegt am Ende über alle Kabalen und Verfolgungen, und die Liebe triumphirt gleichſam darüber. So hat mir es immer in den Romanenbüchern am beſten gefallen, und deshalb trifft es nun auch ſo bey mir ein. Nur noch einige Viertelſtunden, dann ſchweb' ich in einem Meere von Eliſium, und kein Menſch darf mich dann mehr Hdre Sie nennen. Unverändert und ohne Hochmuth bleib' ich Deine Freundin

J. C. Struliſin.

Nachschrift.

Denke Dir das tolle Zeug: Diesen Nachmittag hat die Gräfin Wenzel sich das neue Kleid meiner gnädigen Frau ausbitten lassen, um sich recht eilig eines zu einer Gevatterschaft danach machen zu lassen! Wie wird die sich ärgern, wenn sie hinterher erfährt, wie meine gnädige Frau eigentlich zu dieser neuen Mode gekommen ist!

Achter Brief.

Die Leute glauben also im Ernst das Mährchen, daß es nach der allerneuesten Mode gemacht sey. Nun so müßt ich mich todt lachen, wenn die Mode allgemein würde. Indessen, ich weiß am besten, woher sie rührt, und werde keine Närrin seyn, meine Schleppe

wieder herzugeben, nach der ich mich erſt ſo lange geſehnt, die mir dann ſo viel Leiden zugezogen, aber zum Lohne dafür, mir nun auch aus meiner harten Sklaverei den Blumenpfad nach dem Hafen der Hochzeit gezeigt hat.

Viktoria! alles iſt nach Wunſch gegangen! Nun kann ich luſtig rufen, wie in der Komödie: Bravo! Dacapo!

Ich brauchte nun eigentlich an keinen Menſchen mehr Briefe zu ſchreiben, denn ich habe keinen Menſchen mehr nöthig; doch mit Dir will ich eine Ausnahme machen, damit du ſiehſt, daß ich nicht ſtolz geworden bin, ſondern mich auch in einem höheren Stande noch meiner ärmeren Freundin erinnere. Und wenn ich auch vielleicht bald einen hohen Titel habe, ſo kannſt du mich doch, nach wie vor, inwendig in deinen Briefen Du nennen,

welches vielleicht manche Andere an meiner Stelle nicht leiden würde.

Ich bin nun schon sehr glücklich, und werd' es bald noch mehr werden, denn mein Müller kann mir nun nicht mehr geraubt werden; er ist gewaltig reich, und hat Thaler und Dukaten, daß ich Dir gar nicht beschreiben kann, wie viel; weshalb wir es uns auch an nichts abgehen lassen, und uns überall Kaffee und Wein und Braten geben lassen, und mit Extrapost fahren, wozu man keinen kleinen Geldbeutel braucht.

Die ersten drei Meilen in der Nacht fuhren wir freilich nicht mit so vornehmen, königlichen Pferden, sondern nur mit einem Lohnkutscher; allein das geschah bloß deswegen, weil unsere Abreise sonst leicht durch einen Postsekretär,

welcher meinen Bräutigam kennt, hätte verrathen werden können.

Der Lohnkutſcher hat ein ſehr honnettes Trinkgeld bekommen, und wird wohl ſchweigen; auch hatte er eine recht gute, zugemachte Kutſche, welches uns in der kalten Nacht gut zu Statten kam. Draußen vor dem neuen Thore wartete ſie auf uns; ein Friſeur, der ein ſehr guter Menſch ſeyn ſoll, half uns unſere Sachen hinaustragen, und mit dem Glockenſchlag eilf Uhr ſtieg ich in den Wagen.

Hierbei paſſirte uns in der Eil und Verwirrung nur ein einziger unangenehmer Streich. Ich ſtieg zuerſt ein; und weil ich es von jeher ſo gewohnt geweſen bin, meiner Herrſchaft gegenüber zu ſitzen, ſo ſetzt' ich mich auch diesmal, ob ich mir gleich zu Hauſe expreß das

Gegentheil, vorgenommen hatte, auf den schmalen Rücksitz; und mein guter Müller, der überhaupt in den ersten Stunden vor Angst, daß man uns verfolgen und einholen möchte, ganz wie verwirrt war, setzte sich, aus Sympathie, an meine Seite; und wir bemerkten dies Beide nicht eher, als bis wir in dem nächsten Städtchen, beim Aussteigen, durch den Kutscher daran erinnert wurden.

Hernach in den Extrapost-Chaisen wußten wir uns besser zu finden, und küßten uns fast beständig. Dann sind wir den ganzen Tag, so schnell wir konnten, bis um fünf Uhr gefahren, wo ich meinen lieben Müller so lange bat, bis er sich entschloß, mit mir bis morgen hierzu bleiben, um mir gleich von einem Schneider einen Kallmuck-Matin und ein

ſeidenes Kleid machen zu laſſen, wovon hierbey eine Probe erfolgt. Morgen früh um neun Uhr ſoll alles fertig ſeyn, und dann reiſen wir in einem Striche bis Hamburg, wo ſich mein Müller gleich am Hofe nach einem Titel umthun ſoll, und ich mir eine Kammerjungfer miethen werde.

Bekannte ſind uns nirgends aufgeſtoßen, die uns verrathen könnten. Bloß dieſen Mittag, als wir durch Schneckendorf fuhren, welches ich gern vermieden hätte, wenn es wäre möglich geweſen, ſah mich meine alte Muhme, eh' ich mich gehörig in die Ecke des Wagens drücken konnte. Es ſchien, als ob ſie mir etwas zurliefe, und ich war halb des Todes vor Aerger und Schaam. Aber zum Glück jagte der Poſtillon ſehr raſch durch das Dorf, und ich that nicht,

als ob ich Jemanden gesehen hätte. Sie hat es mit ihrem Betragen und der mageren Kost, die sie mir gab, als ich das letzte Mal außer Kondition zu ihr gieng, nicht um mich verdient, daß ich mich fernerhin um sie bekümmere, und sie als meine Verwandte betrachte.

Besonders konnt' ich dieß heute nicht; denn bis jetzt reisen wir noch inkognito. Müller giebt sich für einen jungen Doktor, und ich gebe mich für seine Schwester aus. Er wollte zwar anfangs sagen, ich wäre seine Frau, und die Postillons und Gastwirthe hätten das vielleicht eben so gut geglaubt; allein dazu versteh' ich mich nicht eher, als bis wir wirklich getraut sind, denn man weiß nicht immer, wie so etwas abläuft, und man kann nicht vorsichtig genug zu

Werke gehen, wenn es einem mit dem Heirathen wirklich Ernst ist; als wovon es eine Menge sehr trauriger Exempel giebt.

Auf ihre Ehre muß ein Mädchen halten, so lange sie noch nicht wirklich verheirathet ist — das ist vom Anfang an mein Grundsatz gewesen bey der Liebesgeschichte mit meinem jetzigen Bräutigam, und dabey will ich auch bleiben, bis wir wirklich getraut sind. Das Sprichwort sagt: Ehrlich währt am längsten; und ich setze hinzu, daß es mit mir nun auch am längsten gewährt hat, und daß ich alle Noth und Prüfungen bald hinter mir haben werde.

Doch ich will nun abbrechen, um mich niederzulegen. Bis jetzt hätt' ich nicht schlafen können, weil der gute Müller neben an in seinem Zimmer so

gewaltig schnarchte, daß ich doch hätte kein Auge zuthun können. Schaamhaftigkeit und Liebe erlaubten mir nicht, an die Thür zu pochen, um ihn zu stören; aber in Zukunft muß ich doch auf Mittel denken, ihn von der bösen Gewohnheit abzubringen. Jetzt hör' ich seinen geliebten Athem nicht mehr, und nun will auch schlafen, so sehr sie kann;

Deine

geliebte Freundin

J. C. Strulizin.

Neunter Brief.

Ach meine liebe, einzige Freundin! bitte Gott, daß ich mich nicht versündige, und eine Selbstmörderin werde!

Oder

Oder, bitte Gott vielmehr, daß er mir die Sünde vergiebt, wenn ich ſie begangen habe! — Logirt' ich nicht hier par terre, und wären meine Fenſter hoch genug, daß ich mit Sicherheit darauf rechnen könnte, mir beim Hinunterſtürzen das Genick auf der Straße zu zerbrechen, wer weiß, was ich ſchon vor einigen Stunden gethan hätte! Aber ich finde wohl noch einen anderen Weg zum Tode!

Leb wohl, mein liebes Fiekchen, und gedenke mein in dieſer Zeitlichkeit! ich will dein dafür in der Ewigkeit gedenken. Gott weiß es, daß ich nicht gern hinein mag; aber die Verzweiflung ſchiebt mich fort von dieſer ſchönen Welt, wo ich noch ſo manches ſchöne Vergißmeinnichtchen zu pflücken hoffte. Pflücke Du ſie, ſtatt meiner, Fiekchen, und benetze ſie

mit Thränen um mich, denn ich scheide unbeschreiblich melankolisch von hinnen!

Mein armes Herz ist gerade an seinem empfindlichsten Fleckchen verwundet! Eben da ich zu heirathen gedachte, bin ich um meinen Bräutigam gekommen! Oder weiß ich etwa, ob er noch mein ist, ob ich noch sein bin? — Hier kann ich wohl, wie der Prinz in der Trauerkomödie schreien: „Sein, oder nicht sein — mein, oder nicht mein — das ist die Frage!“

Aber nein! ich mag ihn gar nicht mehr! er ist meiner nicht werth! denn, ich will es die nur gestehen — er ist ein Spitzbube!

Es war eine Zeit, wo ich ihn schalkhaft manchmal einen Herzensdieb nannte. O, daß er nur dieses gewesen wäre! aber wisse: er hat, zu unserer

Flucht, nicht nur seines Vaters ganze Kasse mitgenommen, sondern auch alles, was er mir für den geflickten Kragen gab, war gestohlen. Den Kattun zum Kleide hat er heimlich aus der Kommode seiner Mutter, und den Kaffee und Zucker aus dem Laden geholt. Selbst der Gerstenzucker und die Rosinen, womit er mich immer auf den Bällen traktirte, sind gestohlen gewesen!

Und wie nun diesen Morgen der Vater, der nur ein armer Krämer aus der Vorstadt ist, uns aus den Betten stürmte, und bald fluchte, bald weinte, bald betete, da stellt der abscheuliche Mensch sich hin, und fängt mit an zu weinen, und sagt, er hätte alles aus rasender Liebe zu mir gethan, und ich hätte ihn dazu verführt, ein Räuber zu werden.

„Das redeſt du als ein ſchlechter Kerl!“ ſchrie ich in der Hitze — „ich habe mich immer treu und redlich aufgeführt — das wird mir jede meiner Herrſchaften zum Ruhme nachſagen — und ich habe noch keinen einzigen Spitzbuben zum Liebhaber oder gar zum Bräutigam gehabt, als bis ich mit Dir ſo angekommen bin.“

Da gab er mir zur Antwort: „O ja, du haſt mich wohl dazu verführt; denn beſtändig erzähltest Du mir Geſchichten von Räubern und Banditen, und ſagteſt, daß ſie die beſten Leute wären, und daß ſie allen anderen Liebhabern vorzuziehen wären, und daß ihre Geſchenke immer einen doppelten Werth hätten, weil ſie erſt mit ſo vieler Liſt und mit ſo vielem Muthe zuſammengeſtohlen würden.“

„„O," sagt' ich — „das hab' ich nicht gesagt; sondern die Mamsell Psyche Salomo sagt es immer, und der hab' ich es bloß zum Spas einmal nachgesagt, und wenn Du es noch einmal sagst; so krag' ich Dir die Augen aus."

Da fuhr der alte Vater zwischen uns, und schrie, wir gehörten alle zusammen aufs Zuchthaus, die Psyche so gut, als ich und sein Sohn. — Dann mußte der Sohn das noch übrige Geld herausgeben, und wie der Alte sah, daß schon so viel daran fehlte, sprang er wüthend nach seinem Stocke. Ich flog pfeilschnell in meine Kammer, und riegelte die Thür hinter mir zu; aber der Sohn kriegte nun so schreckliche Prügel, daß der Stock endlich in Stücken sprang, und von dem Geschrei das ganze Haus in Aufruhr gerieth.

Mein Herz litt dabey unbeschreiblich; allein doch bey weitem nicht so viel, als mein Rücken vielleicht hätte leiden müssen, wenn ich in der Stube geblieben wäre. Ich dankte daher dem lieben Gott von ganzem Herzen, daß mein gewesener Bräutigam, der so etwas, als eine Mannsperson, eher vertragen konnte, meine Portion mit erhielt.

Doch was für Noth und Schande steht mir vielleicht noch bevor! Der Alte ist fortgelaufen, um sich, wie er sagte, nach einem Zuchthause umzusehen; und damit sein Sohn und ich nicht entlaufen können, hat er vor jede Thür einen Kerl mit einem großen Knüppel als Schildwache gestellt. — Es mag wohl schon drei Stunden seyn, daß er fort ist. Was wird er für Unheil ausbrüten! — Sein Sohn hat das Schlimm-

ste vielleicht überstanden; wenigstens ist er jetzt ungleich glücklicher, als ich; denn seit einer Stunde, da er aufgehört hat zu weinen, hör' ich ihn schon wieder schnarchen. Aber was steht mir noch bevor? — mir, der Fremden, die er für die Verführerin seines Schutzes hält? —

Gott im Himmel! da seh' ich den Alten mit noch zwei Menschen kommen! Sie wollen mich gewiß fortschleppen. Den Schimpf überleb' ich nicht. — Ach, Gott! hätt' ich doch ein Messer, oder einen Strick! — Doch ich habe ja zwei Strumpfbänder — die sind meine Rettung — es soll wohl gehen — leb wohl — ach mein schöner Hals! — — — —

J. C. St.

Zehnter Brief.

Ich will Dir nur melden, daß ich noch am Leben bin, mein liebes Fiekchen, denn ich entſchloß mich noch zur rechten Zeit anders, erſtens, weil ich es für gar zu ſündlich und ſchmerzhaft hielt, und zweitens, weil ich meinen dünnen Strumpfbändern nicht trauete. Indeſſen hatt' ich ſie mir doch zur Vorſorge leicht um den Hals gewunden; und ſo wie der Alte mit den beiden Herren, die ich für vornehme Häſcher hielt, in meine Kammer trat, faßt' ich mit jeder Hand ein Ende des Bändes, und drohte, mich auf der Stelle zu erdroſſeln, wenn mich einer anrührte.

Das half etwas. Der Alte ſchlug, wie vom Donner gerührt, die Hände zuſammen; und die beiden jüngeren Herren — der Aktuarius und ſein Schrei-

der — sahen mich voll Verwunderung und Mitleid an, und versicherten, daß sie sich freuten, die Ehre zu haben, mich kennen zu lernen, und daß die Gerichtsdiener gleich nachkommen würden.

Wie ich nun kläglich weinte, und meine Unschuld betheuerte, schien der Herr Aktuarius sehr streng und zornig gegen mich zu werden, indem er heimlich sprach, und dann erklärte, er wolle mich, zu mehrerer Bequemlichkeit und Sicherheit, in seiner eigenen Wohnung verhören. Ich mußte ihm also dahin nachfolgen, und ein Hausknecht trug meine Sachen hin, damit dort ein Verzeichniß davon aufgenommen werden könne.

Aber zwischen seinen vier Pfählen, als wir uns erst allein befanden, war der Herr Aktuarius ein wahrer Menschenfreund, so daß ich bald zu zittern

und zu zagen aufhörte. Kurz, es lief alles unbeſchreiblich friedlich und liebreich ab; und das Ende des Verhörs beſtand darin, daß ich, bey einem Glaſe Wein, eine förmliche Losſagung von dem jungen Müller unterſchrieb, welches ich unter dieſen Umſtänden mit Freuden that; und herauszugeben hatt' ich nichts, als das neue kattunene Kleid, weil alles Uebrige mein rechtmäßiges Eigenthum war.

Um allen weiteren Unannehmlichkeiten mit den alten Müller zu entgehen, rieth mir der Herr Aktuarius freundſchaftlich, nicht wieder nach dem Gaſthofe, ſondern in der Stille zu irgend einem Thore hinaus zu gehen, und mein Glück anderswo zu verſuchen. So ein hübſches Mädchen, ſagte er mir noch beim Abſchiede, käme in der ganzen

Welt fort; und der Alte müsse für mich die Gerichtskosten bezahlen, wenn ich entlaufen wäre. — Der gute, liebe Herr! Ach wenn es doch lauter solche gütige Richter — und keine schlimmeren Verhöre gebe! — Aber das war auch bis jetzt meine letzte gute Stunde.

Ich schlich, betrübt über meine entflohenen Freuden und gescheiterten Hoffnungen, zur Stadt hinaus, um mir ein Grab zu suchen. Und weil ich nicht noch weiter in die Welt hinein laufen wollte, so ging ich auf der Straße wieder zurück, auf welcher ich, Tages zuvor, so lustig gefahren war; wobey ich die erbärmlichsten Betrachtungen über die Wankelmüthigkeit des Glückes, über die Kleidermoden der vornehmen Leute, und über die Niederträchtigkeit mancher

Liebhaber, welche heimliche Spitzbuben sind, anstellte.

Auf diese Art war ich größtentheils wie ohne Gedanken, und bemerkte also nicht, daß ich nach Schneckendorf gekommen war, bis ich auf einmal, an der Thüre des Schulhauses, vor meiner alten Muhme, der Frau Schnapsin stand. — Ich glaube, daß eigentlich nur die Nähe des Kirchhofes mich sympathetisch nach dem verhaßten, elenden Hause hingezogen hatte. Weil ich nun aber einmal da war, und es schon anfing finster zu werden, so ging ich mit in die Stube, und legte mein Bündelchen ab.

„Auf die Fragen, wo ich herkäme, wo ich hinwollte, und mit wem ich denn gestern so stolz durchs Dorf gefahren wäre, antwortete ich ganz treuherzig, mei-

ne gnädige Frau mache mit ihrem Bräutigam in einem schönen, großen Wagen eine weite Reise, und habe von mir verlangt, ganz allein mit einem jungen, ungezogenen Sekretär immer in einiger Entfernung nachzufahren; da dies nun so unschicklich und für meinen guten Ruf gefährlich sey, so habe ich auf dem ganzen Wege vor Schaam die Augen nicht aufschlagen können, und mich in der nächsten Stadt sehr darüber beschwert: darüber sey die gnädige Frau schrecklich aufgebracht geworden, und habe mich in der Hitze fortgejagt.

Es war eine kleine Nothlüge, liebes Fieckchen, ohne welche ein armes Mädchen in dieser Welt der Diebstähle und Betrügereien nicht fortkommt. — Wir haben ja Alle in unseren Kinderjahren den Spruch auswendig gelernt: Seyd

klug ohne Schlangen, und falsch wie die Tauben. — Ohne diese Klugheit ginge man gleich von Kindesbeinen an zu Grunde, und die Meisten stürben an ihrer Dummheit gewiß schon vor der Konfirmation.

Hätt' ich zum Beispiel jetzt meiner alten Muhme die Wahrheit gesagt, so hätte sie mich gewiß zum Hause hinausgeschmissen; und da bald nachher ein schreckliches Wetter wurde, so wär' ich vielleicht auf dem Wege bis zur nächsten Stadt vor Finsterniß, Regen und Kälte umgekommen. Hingegen bey der klugen Einkleidung meines traurigen Schicksals hatt' ich den großen Vortheil, daß die Alte mich lobte und pries, wie sie noch nie gethan, und auf meine gnädige Frau ganz erschrecklich schalt.

Allein auf die Länge halt' ich es denn doch unmöglich bey ihr aus, ob ich gleich für die Paſtorin und die Amtmännin recht viel zu nähen habe. Ach, ſieh zu, daß du mich recht bald wieder irgendwo unterbringſt, ſonſt vergeh' ich hier in meinem Elende, denn die alte Muhme iſt ein gar zu böſes Weib, und wirft es mir bey jeder Gelegenheit vor, daß ſie mich nur aus Gnade und Barmherzigkeit bey ſich hat.

Und wenn vollends der Herr Vetter Bartputzer vom nächſten Dorfe herüber kömmt, um mich zu unterhalten, und mir bald von ſeiner verbeſſerten Methode, die Meſſer zu ſtreichen, bald von ſeinen Beinbrüchen und neuerfundenen Wunderpillen erzählt, oder am Ende gar anfangen will, mit der Jungfer Muhme, nach ſeiner, vor funfzig Jah-

ren Mode gewesenen Art, schön zu thun — nun, da möcht' ich immer gleich auf der Stelle davon laufen. Er sieht über und über aus, wie ein alter, verdorbener, oder verunglückter Hanswurst; und was er einem in's Ohr schreit sind gewöhnlich die unverschämtesten Lügen. Die alte Muhme hält aber große Stücke auf ihn, weil er ihr dann und wann eine Portion von seinen Mausepillen unentgeltlich giebt, und sie geht damit um, ihm ihren ganzen Bettelkram zu vermachen. Aber da hab' ich auch noch ein Wörtchen mit zu sprechen. — O! welche unausstehliche Sippschaft hat Deine arme Freundin!

J. E. Struliţin.

Elfter Brief.

Ich bin erſchrecklich unglücklich, und verwünſche den ſpitzbübiſchen Müller mit jedem Tage mehr! — Was ſoll aus mir werden? Hier halt' ich es nicht länger aus; denn die Alte giebt mir immer öfter mit Seufzen und Brummen zu verſtehen, daß ſie mich los ſeyn möchte. Und eine anſtändige Kondition krieg' ich hier nirgends, weil ſich jeder wahrſcheinlich an meine ſaubere Verwandtſchaft ſtößt. Meine Frau Muhme und mein Herr Vetter ſtehen weit und breit in gar zu ſchlechtem Rufe, und weil ich ſo lange ſchon zwiſchen ihnen bin, ſo traut man mir armen unſchuldigen Mädchen auch nicht viel Gutes zu.

Auch Du haſt noch keine Ausſicht für mich entdeckt! So hab ich ſchon

dreimal an den Aktuarius geschrieben, der mich damals verhören mußte, und ihn flehentlich um irgend eine Art von Unterkommen gebeten; aber er ist falsch, wie alle Mannspersonen, und antwortet mir nicht eine Zeile!

Endlich hab ich aus Verzweiflung den sauersten Schritt gethan, und in einem langen, rührenden Briefe den Baron Homberg gebeten, daß er doch so gnädig seyn möchte, mich bey seiner Braut wieder in den Dienst zu bringen. Ich habe angelobt, was ein Mensch nur angeloben kann, und es ihm an's Herz gelegt, daß es einen Stein erweichen muß. Ach, wenn ich nur erst seine Antwort hätte! Ich vergehe vor Ungeduld! Fällt sie aber nicht nach Wunsche aus, nun so ist mein Unglück ohne Maaß und Ziel, und ich kann mir nicht anders helfen —

ich muß dann thun, was mir die Verzweiflung befiehlt. Leb wohl unterdeſſen, und bete für Deine

J. C. Strulitzin.

Zwölfter Brief.

Der Baron hat ein Tigerherz, ſo gut wie ſeine künftige Frau und Schwägerin!

Denke Dir: Mit der erſten Poſt erhielt ich, als Antwort auf meine flehentliche Bitte, einen Brief mit dem Hombergſchen Wappen, welches mir von alten Zeiten her noch bekannt iſt. Ich riß es mit Zittern und Beben entzwey, als wenn ich den abſcheulichen Inhalt des Couverts ſchon voraus gewußt hätte. Doch wie hätt' ich mir ſo etwas Gottloſes denken können! — Es war nichts

darin, als ein Zeitungsblatt, auf deſſen letzteren Seite einige Zeilen mit Rothſtein angeſtrichen waren. Und was las ich da? — Eine Warnung an alle Herrſchaften, mich wegen meines malitiöſen Charakters und ſchlechter Aufführung ja nicht in Dienſte zu nehmen! — Denke Dir! Denke Dir!

Kaum hatt' ich noch ſo viel Kräfte, dieſes allerverwünſchteſte Blatt mit meinen Fingern und Zähnen zu zerreißen. Dann fiel ich in Ohnmacht; der Vetter ſchlug mir am linken Fuß eine Ader; und — meine lange Ueberlegung reifte zum verzweifelten Entſchluß! — — — Morgen, morgen ſchon iſt meine bisherige Laufbahn beſchloſſen! mein trauriges Verhängniß ſtößt mich in einen — ich kann es kaum ausſprechen! — ach! wenn Du künftig an mich ſchreibſt,

so mußt Du dem Briefe die Adresse geben: An die Frau Chirurgus J. C. Schnapsin wohlgebohren, in Murmeldorf. — Ach, ich kann nicht mehr, denn die Feder entsinkt meiner Hand!

Nachschrift.

Ich habe mich etwas gefaßt, und will noch einige Zeilen hinzufügen.

Ich kann mir wohl vorstellen, daß Du wie aus den Wolken gefallen seyn wirst! Ach, ich bin es auch! Allein was blieb mir übrig? Ich hatte ja gar keine Aussicht mehr zu irgend einem Unterkommen; ich hatte nicht einmal mehr etwas zu nähren; und konnte also bey der Muhme gar nicht mehr bleiben. Und dann das abscheuliche Zeitungsblatt!

Nun hab' ich denn doch eine Art von Versorgung. Das Barbieren bringt zwar nicht viel ein, allein die Wunderpillen finden doch immer ihre Abnehmer, und bald haben wir vielleicht auch einen Wundertrank zu verkaufen, der bisher nur in Quedlinburg gemacht worden ist.

Ferner denk ich: der erbärmlichste Mann ist doch besser, als gar keiner, (wenigstens unter gewissen Umständen); und im Grunde taugen sie alle mit einander nichts. Einige unter ihnen lassen es sich nur nicht so merken, wie falsch, wie grausam, oder närrisch sie sind.

Ich will versuchen, was sich aus meinem alten Schnaps vielleicht noch machen läßt. Ihm einen Doktortitel zu verschaffen, wird ja in unseren Zeiten so

ſchwer nicht halten. Und wär' es auch nicht möglich, ſo werd ich durch ihn doch wenigſtens meinen Namen los, der mit ſo abſcheulichen Zuſätzen in den Zeitungen ſteht. — Wenn er es nur heute oder morgen nicht zufällig zu leſen bekommt! allein übermorgen, wenn die Hochzeit vorbey iſt, mag es ihm in Gottes Namen in die Hände fallen; dann kann er doch nicht mehr auf die Hinterbeine treten.

Auch werd' ich ihm den Finger ſchon auf den Mund zu legen wiſſen, wenn er ſollte Luſt haben, viel darüber zu reden; denn über ſeine Liebesgeſchichten mit einer gewiſſen Röſe, die er ihrem Gürgen hat abſpenſtig machen wollen, und über ſeine Genieſtückchen mit ein paar Lotteriebillets, und mit

einem verdichteten Stammbaume, und einem falschen Generalshute sollen ganze Komödien geschrieben seyn, die ich nur noch nicht habe können zu lesen bekommen *).

So weit ist es mit mir denn doch noch nicht gekommen, und ich werde mich, Trotz der Lächerlichkeit meines Mannes, durch meine vornehmen Manieren und durch die Schleppe bey Hohen und Niederen schon in Respekt zu setzen wissen. Sie hatte mich an den Rand des Verderbens gebracht, aber nun soll sie mich auch wieder zu Ehren

*) Der Uebersetzer hat hoffentlich nur für sehr wenige Leser nöthig, die kleinen Lustspiele von Anton Wall: Die beiden Billets, den Stammbaum, und von Göthe den Bürgergeneral zu nennen.

bringen. Hier bey der Muhme durft' ich sie nur nicht zur Schau stellen. Leb wohl. Zum letztenmal unterschreibe ich mich

J. C. Struliżin.

III.

Mein Opiat

für den

Poſtmeiſter in Kreutzingen.

Mit vieler Faſſung fand ſich der alte Poſtmeiſter zu Kreutzingen in ſein Schickſal, als man ihm, beim Frühſtück, die Nachricht brachte, daß der Wolkenbruch, der die ganze Gegend verwüſtet hatte, auch alles Heu von den Kreutzingenſchen Wieſen fortgeſchwemmt habe. „Was hilft das Klagen, Mutter?“ ſprach er zu ſeiner Frau, als ſie zu be-

rechnen anfing, wie viele hundert Thaler das verlorne Heu vielleicht werth gewesen sey — „Was hilft uns das? Und wenn wir uns unsre letzten weißen Haare aus den Köpfen reißen, so bekommen wir dadurch unser Heu nicht wieder. Auch übertreibst du unsern Verlust. — Und wär' er auch wirklich so groß, so ist er ja doch nur eine Kleinigkeit gegen das Unglück so vieler Anderer, die Haus und Hof eingebüßt haben. Also bitt' ich dich, sprich nicht so viel davon, und mache die Ueberschwemmung nicht durch deine Thränen noch größer."

Die gute Postmeisterin schien aber durch diese Trostgründe nichts weniger als getröstet, sondern stimmte nun ein noch traurigeres Klagelied an, als vorher; so daß ihr Mann endlich ganz ungeduldig seine Pfeife weglegte, und sag-

te: „Schäme dich doch wenigstens vor dem fremden Herrn, der warlich nicht darum so weit bis hieher gereiſt iſt, um dein Gewinſel zu hören."

Ich ſuchte den Mann über die verlornen Worte und Thränen ſeiner Frau, und dieſe über das verlorne Heu zu beruhigen; allein das waren ebenfalls verlorne Worte. Die Poſtmeiſterin, die vielleicht darum nur ſo troſtlos klagte, weil kein anderer Klagender da war, den ſie hätte tröſten können, warf ſich nun mit ihrer ganzen Betrübniß auf mich, um mich, wo möglich, zur Verzweiflung zu bringen. Hätte uns der Poſtmeiſter hierzu Zeit gelaſſen, ſo wär' ihr Thränenſtrom vielleicht bald von ſelbſt verſiegt; allein dieſer alte, ungeduldige Mann, der unterdeſſen mehrmals ſcheltend aus dem Zimmer gegan-

gen und wieder hinein gekommen war, zog mich endlich gewaltsam mit den Worten fort: „Kommen Sie, mein Herr! Ich kann es nicht ertragen, daß Reisende in meinem Hause solche Noth aus zu stehen haben. — Kommen Sie, wir wollen der Post, mit der Sie weiter reisen werden, ein wenig entgegen gehen.“

Dies war mir gar nicht angenehm; theils weil es mir leid that, die gutmüthige Frau durch unsere plötzliche Entfernung, mitten in ihrer Rede zu stören und zu kränken; theils auch, weil ich fürchtete, in Absicht des Klagens aus dem Regen unter die Traufe gekommen zu seyn; denn ich rechnete fest darauf, daß ich nun eine klägliche Ehestands-Litaney von dem Manne werde anhören müssen. Allein kaum waren wir im Freyen, so war sein Ton gänzlich um-

gestimmt. Er konnte nicht Worte genug finden, seine Frau zu loben, gab ihr auch, in Absicht des erlittenen Verlustes, vollkommen recht; nur, meinte er, seine Frau hätte am wenigsten Ursach, darüber zu klagen, da nicht ihr, sondern sein Beutel darunter leide; und überhaupt müsse man über unabänderliche Dinge nicht so viel sprechen, und seine Worte für etwas Wichtigeres sparen.

Für ihn kam so etwas Wichtigeres nur zu bald! — Wir waren nehmlich kaum zur Stadt hinaus, so hörten wir schon, daß eine der wichtigsten Brücken auf der vor uns liegenden Landstraße von der Gewalt des Wassers gänzlich zertrümmert sey. Der Postwagen, dem wir entgegen gehen wollten, konnte daher nicht anders, als auf einem Umwege von wenigstens fünf Meilen, nach Kreutzingen

kommen; und darüber war der alte Postmeister nun zehnmal verzweifelter, als seine Frau über das fortgeschwemmte Heu.

Er that manchen kräftigen Hausfluch darüber, daß der Postwagen nun vielleicht nicht vor dem Abend ankommen werde, und daß man keine festeren Brücken baue. Ein Bürger, der sich zu uns gesellt hatte, suchte die Ehre des Bauwesens zu retten, indem er die ganze Schuld auf die ganz unerhörte Wuth des Wassers schob. Da entwischten dem Postmeister auch einige harte Worte gegen dieses, sonst so wohlthätige, unentbehrliche Element. Er erschrak darüber nicht wenig; und vermuthlich aus Furcht, daß er im Angesicht der Ueberschwemmung noch mehr solche Gottlosigkeiten begehen könne, brach er das Gespräch

mit dem Bürger schnell ab, und nöthigte mich, mit ihm zurück zu kehren. In seinem Hause war nun alles gerade umgekehrt gegen die Szene, die ich, eine halbe Stunde früher, da mit angesehen und gehört hatte. Jetzt war der Mann in Verzweiflung, und die Frau mochte die vergebliche Tröstrin. Wäre mir nicht von allen Seiten so ernstlich gewarnt gewesen, in diesen unsichern Gegenden nicht allein in einer Extrapostchaise oder gar zu Fuß zu reisen, so hätte mich augenblicklich einen dieser Auswege gewählt, um der Noth im Posthause zu entgehen. Aber um auf der Landstraße nicht um Haab' und Gut, vielleicht gar um Gesundheit oder Leben zu kommen; mußt' ich mir schon gefallen lassen, hier aus zu halten. In der Passagierstube ward unglücklicher Weise gebaut;

Haut; ein erträgliches Wirthshaus gab es in Kreutzingen nicht; das Wetter war zum Spatzierengehen viel zu unfreundlich. Es blieb mir also nichts übrig, als die Noth im Hause, wie ein Glied der Familie, geduldig mit zu tragen; und da das alte Ehepaar übrigens so rechtlich, so gutmüthig, und gegen mich so zuvorkommend freundlich und gefällig war, so ward es mir auch gar nicht schwer, mich in mein Schicksal zu finden.

Es gelang mir, durch allerley Erzählungen und Gespräche den alten Postmeister nach und nach von dem Gedanken an die eingestürzte Brücke und den ausbleibenden Postwagen ziemlich ab zubringen, so daß er sich mit ganz guter Laune zum Mittageſſen an den Tisch setzte, und die dankbare Hausfrau mir das

für die freundlichsten Blicke zuwarf. Allein unglücklicher Weise erwähnt' ich, ehe wir noch mit der Suppe fertig waren, einer Zeitungs-Nachricht; und augenblicklich that der alte Mann einen tiefen Seufzer, und wenig Sekunden nachher legt' er seinen Löffel hin, ohne sich durch die Bitten der Frau bewegen zu lassen, ihn wieder in die Hand zu nehmen.

Jetzt erst kam ich dahinter, daß ihm eigentlich nichts, als das Aussenbleiben des Hamburger unpartheiischen Korrespondenten, den er an diesem Tage immer mit der Post schon des Morgens erhielt, aber immer zum Desert nach dem Mittagsessen aufhob, im Sinne lag. So war er es seit einer langen Reihe von Jahren gewohnt; und jede Störung in dieser alten Ordnung durch eine zu-

fällige Verspätigung der Post, machte ihm allemal einen sehr bösen Tag, und durch ihn der Frau, und durch diese der Köchin, die dann immer die Speisen versalzen oder verbrannt haben sollte, weil dem Herrn vom Hause nichts schmeckte.

Gerade so war es nun auch heute der Fall. Der alte Mann sprach von nichts als Flottenrüstungen, Landungsprojekten, Ehrenlegionair's, Thronsesseln, Kaiserkronen, goldenen Lorbeerkränzen und Ceremonienreglements; und sprang alle Augenblicke nach einem: „Wie wird es damit nur werden?" oder: „Das möcht' ich nur einmal sehen!" von seinem Stuhle auf; und lief hinaus, um zu sehen, ob die Post noch nicht käme, von der er versicherte, daß sie gewiß nicht vor dem Abend, vielleicht erst spät in der Nacht, kommen

könne. — Von seinem Lieblingsgerichte, was auf dem Tische stand, aß er kaum ein paar Bissen; und auch alles andere, was ihm die ängstlich geschäftige Frau von Minute zu Minute anbot, wies er unerbittlich zurück. Sein Verdruß und ihre Bekümmerniß stiegen immer höher; so daß ich endlich ganz allein der Essende war. Ich that dies aber mit dem besten Apetit, denn die Speisen waren gut, und die Tragikomödie, welche neben mir aufgeführt ward, machte mich innerlich fröhlicher, als es jemals eine Tafelmusik gethan hatte. Seit langer Zeit hatt' ich nicht eine Kleinigkeit so wichtig behandeln sehen, und um nichts und wider nichts so viele schöne Worte auf das unnützeste verschwenden hören. Ich belauschte an den beiden alten Leuten auf der einen Seite so eine Menge

höchſt komiſches, und auf der andern Seite ſo eine Menge höchſt gutmüthiger Züge, daß ich gar nicht luſtiger und angenehmer hätte unterhalten werden können.

Als der Tiſch endlich abgedeckt war, ſtopfte ſich der Poſtmeiſter, nach alter Gewohnheit, ſeine Pfeiffe, und ging ſchweigend hinaus, um ſie an zu zünden. Kaum war die Thür hinter ihm zu, ſo ſchlug ſeine Frau, auf eine Weiſe, daß es mich faſt im Ernſt rührte, die Hände zuſammen, und rief aus: „Was nun für Rath? Die Leſeſtunde iſt da, und kein Poſtwagen läßt ſich hören! Nun wird die Noth erſt recht angehn! — Ach, allerbeſter Herr! wären Sie denn nicht ſo gütig, ihm nur noch ein halbes Stündchen etwas vor zu erzählen?"

„Herzlich gern, liebe Frau Poſtmeiſterin!“ antwortete ich — „Ich will mein Möglichſtes thun, um ihn auf zu heitern.“

„Erlauben Sie.“ fiel ſie mir ins Wort — „So mein' ichs nicht. Sie ſollen ihn jetzt nicht aufheitern, ſondern einſchläfern; denn wenn er nun keine Zeitungen zu leſen hat, oder ihm nicht Jemand ſo etwas Paſſendes erzählt, ſo läuft er unruhig hin und her, kommt nicht zu ſeinem Mittagsſchlafe, und dann iſt ihm vollends der ganze Tag verdorben.“

„Ey, Jammer und Schade,“ ſagt' ich — „daß ich keine von meinen vortrefflichen Schriften bey mir habe — oder daß mein Freund T** nicht auch einer von den ſeinigen bey der Hand iſt! Da wollten wir nicht allein Ihren Herrn Ge-

mahl, sondern auch Sie noch obenein, recht bald in den allersanftesten Schlummer lesen. — Im Ernst: das Kunststück ist uns bey einem Ehepaare in X *, das unsre Werke zu schätzen weiß, auf eine schmeichelhafte Weise geglückt. — Apropos — schnarcht Ihr Herr Gemahl, wenn er eingeschlafen ist?"

„Ein wenig. — Sie stoßen sich daran doch nicht, mein bester Herr?"

„Nichts weniger, Frau Postmeisterin. Ich bin daran gewöhnt; und hab' es bey solchen Gelegenheiten gern, weil ich dann doch weiß, wann ich mit gutem Gewissen aufhören kann."

„Also Sie wollen mir den Gefallen thun? Nun, Gott sey Dank! Sehen Sie, ich verschonte Sie gern damit; aber ich kann ihm nichts mehr erzählen; ich weiß nichts mehr. Alle meine

Geſchichten und Mährchen hat er ſchon ſo oft gehört, daß er ſie gar nicht mehr hören mag, ſondern gleich aufſpringt und fortläuft, wenn ich eine anhebe. Allein, wenn man ſeit ſo langen Jahren hat aushelfen müſſen — lieber Gott, wie manchmal bleibt ein Poſtwagen einen halben Tag über die gewöhnliche Zeit aus, — wo ſoll man es dann endlich hernehmen? — Man ſchöpft ja ſelbſt einen Brunnen aus."

Der Poſtmeiſter, der jezt mit der brennenden Pfeiffe hereintrat, unterbrach unſer Geſpräch. Zum erſten Mal in meinem Leben bereuete ich es, mich um den Reichthum unſerer Literatur an Ritter-, Geiſter- und Spizbuben-Geſchichten ſo wenig bekümmert zu haben; denn da wär' ich ſogleich aus aller Verlegenheit, und das Ehepaar bald genug

aus aller Betrübniß und Angst gewesen. — Nun sann ich aber auf das ernstlichste, und es fiel mir nichts ein, als Gottwalts drey Anekdoten in Jean Paul's Flegeljahren, worüber ich mich kaum des lauten Auflachens erwehren konnte, wegen der Aehnlichkeit meiner, mit Gottwalts damaliger, Verlegenheit.

Der Postmeister ging seufzend auf und ab, und seine Frau zischelte mir noch ins Ohr: „Nur nichts zu Lustiges! Aber auch nichts zu Trauriges; denn sonst wird er überwach."

„Ach, noch ein Geschichtchen muß ich Ihnen doch erzählen, Herr Postmeister." fing ich auf gut Glück an, ohne noch zu wissen, was ich erzählen wollte.

„Was denn für eins?" fragte der Postmeister mit ruhigem Tone, und stand augenblicklich fest auf einer Stelle

„Setze dich doch dazu hier neben mich auf den Lehnstuhl, Väterchen,“ ſagte die Poſtmeiſterin; und dieſe Worte wogen an Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit in der That alles auf, was ſie ſeit einer Stunde zu ihrem Manne geſagt hatte. Er ſetzte ſich nehmlich wirklich in den Lehnſtuhl, und ich gewann dadurch einige koſtbare Augenblicke, um noch im Fluge etwas zu erhaſchen, womit ich wenigſtens mein Wort löſen konnte.

Wenn der Stock über den Graben geworfen iſt, ſo muß man wohl nachſpringen, geſetzt man ſähe auch ſeinen Fall voraus. — Sobald der Poſtmeiſter mir ruhig gegenüber ſaß, und mich erwartungsvoll anſah, hatt' ich wirklich eine Geſchichte, die ich dann auch, ohne Säumen, möglichſt weitſchweifig und

langweilig vortrug, wie ich es, um meines Zweckes willen, für nöthig hielt.

Ich erzählte nehmlich, mit einer Menge von Haupt- und Nebenumständen, von den Leiden und Freuden eines jungen Liebespaares, das seinen Eltern und Vormündern heimlich entlief, und dann zu Schiffe ging, um jenseit des Meeres, oder auch mitten in demselben auf einer paradiesischen Insel, wo es, statt der lebendigen, lauter gebratene Tauben gäbe, ein Leben, wie im Himmel, zu führen. Ich war glücklich bis zu dem Zeitpunkte gekommen, wo der Held, zu Folge einer schändlichen Kabale, auf offenem Meere in einem kleinen Boote den Wellen Preiß gegeben wird; wo seine Geliebte, anstatt sich ihm nach zu stürzen, sich in die Arme des barbarischen und verliebten Schiffs-

kapitains wirft; wo der Verlaßne dann in einem langen, rührend-pathetiſchen Monolog ſeine ſchreckliche Lage mit den grellſten Farben ſchildert, ſeine ungetreue Geliebte verflucht, und voll Verzweiflung einen ſchnellen, heroiſchen Tod in den Wellen zu ſuchen beſchließt; aber, erſchrocken über die plötzliche Kälte und Näſſe an ſeinem ganzen Körper, erſt aus allen Kräften, vergeblich, um Hülfe ſchreit, dann aus allen Kräften rudert und ſchwimmt, bis er das Boot wieder ergriffen, und ſich hinein geſchwungen hat, um wenigſtens die ſechs Zwiebacke, die ſeine Schöne ihm noch mitleidig nachgeworfen hatte, zur Stillung ſeines nagenden Hungers, zu verzehren.

Meine Abſicht war, den Unglücklichen nach einigen Tagen an einer öden Felſeninſel, auf welcher man weder

ein lebendiges Würmchen, noch irgend ein grünes Blättchen finden konnte, bey Donner und Blitz landen zu lassen, wo er dann, als der Robinson aller Robinsone, funfzig Jahre lang in einer Höhle wohnen, mit Hülfe eines in seinen Taschen gefundenen Blattes des Medicusschen Arzneybaumes, das er auf gut Glück auf das feuchte Ufer warf, und eines aufbewahrten Waizenkornes aus einem der sechs Zwiebacke, das er in heißen Sand vergrub, nach und nach die schönsten, meilenlangen Wälder und Fruchtfelder aller Art anbauen, ferner eine Menge Kolonistenhäuser für künftige Schiffbrüchige aufführen, und endlich, zum Ersatz der mangelnden Schreibmaterialien, eine kleine Druckerey, zum Behuf seiner Rechnungen, und Einnahme- und Ausgabe-Bücher, anlegen sollte. Und end-

lich wollt' ich ihn, in einer selbst erbauten Fregatte, in zehn Meeren seine Geliebte zürnend und rachedürstig suchen, aber plötzlich mit der wieder gefundenen, in sich gegangenen Maria Magdalene von einem kalifornischen Prälaten feierlich trauen lassen.

Man sieht, daß es mir an Stoff zu stundenlangen Erzählungen wahrlich nicht gebrach; nur war er, nicht so wohl zu interessant, als vielmehr mit zu viel Wasser, das heißt Szenen zu Wasser, vermischt, als daß der Postmeister dabei hätte einschlafen können. Er ward dadurch unaufhörlich an die Ueberschwemmung und die eingestürzte Brücke erinnert, und konnte daher durchaus nicht den Uebergang vom Seufzen zum Schnärchen finden.

Ich fing dies an zu fühlen, als ich den traurigen Helden eben den vierten Zwieback verzehren ließ; und kam fast aus dem Texte, weil ich zu gleicher Zeit erzählen und auf etwas anderes sinnen wollte. Zu meinem, oder vielmehr zu unser aller Glück, ließ sich jetzt der laute Ton eines Horns hören; nur glaube man nicht etwa, eines Posthorns. — „Was war das?" fragt' ich, um eine kleine Pause zu gewinnen. — „Es ist der Hirt," antwortete die Postmeisterin — „der die Kühe zur Nachmittagsweide zusammenbläst."

Nun macht' ich es gerade, wie der gute Mann, der nur eine einzige Anekdote wußte, in welcher ein Schuß vorkam, und in Gesellschaft, um seine Anekdote anzubringen, von jedem zufälligen, lauten Tone Gelegenheit nahm, zu fra-

gen: „Fiel da nicht ein Schuß?“ und der dann, es mochte Ja oder Nein geantwortet werden, mit den Worten: „Ach, dabey fällt mir eine hübsche Geschichte ein“ den Uebergang zu seiner Erzählung machte.

Mir fiel wirklich in diesem Augenblick erst ein altes Ammenmährchen ein, das mir ungleich zweckmäßiger vorkam, als die wasserreiche Robinsonade. Ich fragte daher, gleich nachdem mir die Postmeisterinn die Notiz von dem Kreutzingenschen Kuhhirten gegeben hätte: „Ach, ist Ihnen denn das schöne Mährchen von dem Hirten und dem Fische bekannt?“

„Nein,“ sagte der Postmeister — „Aber Sie sind ja mit der ersten Geschichte noch nicht fertig. Aß denn Herr Cleant auch noch die letzten beiden Zwiebacke?“

„Keine-

„Keineswegs!“ erwiederte ich raſch. — „Als er eben den fünften anbiß, kam plötzlich ein Gewitter und ſchlug ihn todt; und ein Wallfiſch verſchlang, wenige Sekunden nachher, ſeinen Leichnam.“

„Und was wurde aus ſeiner Geliebten?“

„O, die bekam ihren verdienten Lohn ſehr bald. In der Pulverkammer des Schiffs kam Feuer aus; es flog in die Luft, und weil weit und breit kein anderes Schiff war, das hätte zu Hülfe kommen können; ſo mußten Mann und Maus, und ganz beſonders die ungetreue Clelia, kläglich erſaufen.“

„Aber woher weiß man das alles werther Herr Scherzer?“

„Das läßt ſich ſo eigentlich nicht ſagen; indeſſen hat man es höchſt wahr-

ſcheinlich aus den letzten Blättern des geretteten und glücklich gefundenen Schiffsarchivs erfahren. Mir hat es, vor langen Jahren ſchon, eine Tante erzählt, und zwar die nehmliche, der ich auch das ſchöne Mährchen von dem Hirten und dem Fiſche verdanke."

Um zu keinen Fragen weiter Zeit zu laſſen, begann ich dieſes augenblicklich folgendermaßen:

„In einem großen Dorfe hatten die Bauern ihren Gutsherrn, einen vornehmen Edelmann, todt geſchlagen, und den Pfarrer und Schulmeiſter und die alten Gerichtsperſonen abgeſetzt und fortgejagt, und hatten geſchworen, nie wieder einen Edelmann oder Gutsherrn in ihrer Mitte zu dulden, und deshalb eine ganz neue Gerichtsverfaſſung gemacht. Bey dieſer neuen Ordnung,

oder vielmehr Unordnung der Dinge, waren Viele arm und elend geworden, oder auch gar umgekommen; Viele waren aber auch, bey der Plünderung des Schloſſes, bey der Theilung der adelichen und der Pfaffacker und der neuen Beſetzung der Gerichtsſtellen und anderer kleinerer und größerer Aemter im Dorfe, ſehr reich und übermüthig geworden.

„Ein junger Burſche, der kleine Hans genannt, der aus der Fremde gekommen war, und ehedem ein paar Dutzend Gänſe auf den Anger trieb, und die verlornen Federn derſelben ſorgfältig auflas, und in einen Topf ſammelte, um ſie in der Abendſtunde zu rupfen, und ſich auf dieſe Art ein paar Pfennige nebenbey zu verdienen, machte plötzlich einen großen Sprung, weil er ſo geſchält war, die Liebſte des einen der

neuen Gerichtshalter, die dieſer gern los ſeyn wollte, zu heirathen. Der kleine Hans ward nun zum oberſten Dorfhirten ernannt, und erwarb ſich viel Lob und Ruhm, weil er mit ſeiner Heerde von Stieren, Böcken und Schaafen keck und muthig auf die Weiden der benachbarten Dörfer ging, und Jeden, der ſich ihm wiederſetzten wollte, von ſeinen großen Hunden fortjagen, oder auch in Stücken reißen ließ.

Er hatte dabei ſein gutes Auskommen, und konnte jetzt alle Tage in der Woche eſſen und ſich kleiden, wie ehemals kaum des Sonntags. Aber die Hausmannskoſt genügte ihm endlich nicht mehr. Er wollte ſpeiſen, wie die reichſten Leute im Dorfe, und ging daher eines Abends an den großen Teich, der nicht weit von dem Hirtenhäuschen lag, und

tschichte eine Schürze seiner Frau, die wie ein Sack zusammengenäht war, in das Wasser, um sich, wo möglich, einen Fisch zu fangen. Es währte auch nicht lange, so hatte er seine Absicht erreicht; er zog einen schönen Fisch, wie er noch nie einen gesehen, aus dem Wasser; und Sybille, seine Frau, holte schnell ein Messer aus der Tasche, um den Fisch zu tödten, und sagte, sie wolle den alten Federtopf leer machen, den sie nun doch nicht mehr bedürften, und den Fisch darin zu einer recht wohlschmeckenden Speise kochen.

Aber auf einmal begann der Fisch zu sprechen, wie ein Mensch, bat, daß sie ihm das Leben schenken möchten, und versprach, ihnen dafür einen Wunsch, welchen sie auch thun möchten, zu gewähren. Der kleine Hans und seine Frau nahmen den Vorschlag in Ueberle-

gung, und Hans that endlich den Wunsch, er möchte der Schulze im Dorfe seyn.“

„Du sollst es seyn!“ sprach der Fisch — „geh nur ins Dorf, und sag es dem Gerichtshalter, den deine Frau so gut kennt.“

Darauf ward der Fisch wieder in Freiheit gelassen; Hans und Sybille erzählten dem wohlbekannten Gerichtshalter, was ihnen begegnet war; dieser trug am folgenden Morgen seinen vier Kollegen die Sache vor; und ehe der Mittag gekommen war, sah der kleine Hans wirklich seinen kühnen Wunsch in Erfüllung gegangen, schwur den Gerichtshaltern Treue und Gehorsam, und der Gemeinde, daß er mit seinem Leben ihre neuen Vorrechte und Einrichtungen schützen und aufrecht erhalten wolle.

Er fand sich auch angemein gut in seine neue Würde, nahm Haus und Hof eines davon gelaufenen Bauers in Besitz, und setzte sich überhaupt so in Ansehn, daß ihn nun Niemand mehr den Kleinen, sondern daß ihn Jeder den großen Hans nannte. Und um diesen Titel recht ehrenvoll zu behaupten, ließ er sich einen ungeheuren Hut machen, so groß, wie man ihm noch nie im Dorfe gesehn hatte, und ließ sich von dem bewußten Gerichtshalter eine Menge Knittel und Knechte und Hunde gebèn, um ein heidnisches Dorf voll dummer und barbarischer Leute, das hinter dem großen Teiche lag, zur Weisheit und Aufklärung zu bekehren.

In einer Menge von Kähnen fuhr er daher bey Nacht und Nebel mit seinen Begleitern über den Teich, gelangte

mit ihnen ungehindert in das heidnische Dorf, überfiel die friedlichen Bewohner desselben in ihren Häusern, nahm ihnen das Brodt aus dem Schranke, das Fleisch aus dem Topfe, die Sonntagskleider aus dem Kasten, und die Sparpfennige aus dem Beutel; schwur ihnen, er sey ein Heide, wie sie, und sey gekommen, um sie weise und glücklich zu machen; und wer ihm das nicht glauben wollte, den erklärte er für einen Rebellen, und ließ ihn todt schlagen.

Viele unterwarfen sich ihm; Viele widersetzten sich ihm aber auch; und es kam zu manchem Handgemenge, wobei es auch über die Köpfe seiner Gefährten, unbarmherzig herging. Sie schmolzen nach und nach zu einem immer kleinern Häuflein zusammen; und der große Hans wußte sich endlich nicht besser zu

helfen, als daß er sich heimlich in einen Kahn setzte, und bey Nacht und Nebel wieder zurück über den großen Teich nach seiner Heimath schwamm.

Als es ans Ufer stieg, ward ihm etwas bange ums Herz, wie er sich vor den Gerichtshaltern und vor der Gemeinde verantworten wolle, wenn man ihn, wegen der vielen umgekommenen Fische und wegen seiner heimlichen Flucht, zur Rechenschaft zöge. Da fie, ihm ein, ob der wunderbare Fisch ihn nicht vielleicht aus dieser Verlegenheit retten könne. Er tauchte daher seinen großen Hut, so tief er konnte, in den Teich, und zog, nach wenigen Sekunden, glücklich den Fisch damit heraus.

Der Fisch bat wieder um sein Leben, und versprach auch wieder die Erfüllung eines Wunsches dafür. — „Ach!“ sagte

der große Hans — „wenn ich doch — auf einige Zeit wenigstens — der Oberste im Dorfe wäre, dem Niemand etwas zu befehlen hätte!"

„Du sollst es seyn!" erwiederte der Fisch — „geh nur ins Dorf, und sage den Leuten, daß du es seyst."

Da erhielt der Fisch wieder seine Freiheit, und der große Hans ging, an der Spitze seiner Brüder und mehrerer gedungener Knechte, in den Gerichtssaal, warf Tische und Stühle darin über den Haufen, trieb den verschwägerten Gerichtshalter nebst dessen Kollegen hinaus, erklärte sie für abgesetzt, und an ihre Stelle zwey seiner Ergebenen zu Aktuarien, mit dem Titel als Bauer-Amtleute, sich selbst aber zum Bauer-Oberamtmann, dem alles gehorchen müsse, und schwur der Gemeinde aufs neue, daß er

ſie in ihren erkämpften Vorrechten ſchützen, und jeden Verſuch, zur Wiederherſtellung des ehemaligen, adelichen Regiments, abwehren wolle.

Niemand wagte, ihm zu widerſprechen, oder gar, ſich ihm zu widerſetzen; und er ernannte nun faſt lauter neue Schöppen, Gerichtsdiener, Hirten und Nachtwächter, und ließ ſich von dieſen im Namen der ganzen Gemeinde den Eid der Treue und des Gehorſams ſchwören. Darauf zog er mit einer Heerde von Vieh und Menſchen wieder bey Nacht und Nebel über einen Grenzberg, und nahm jenſeit deſſelben aufs neue die ſchönen Weiden eines benachbarten Dorfes in Beſitz, wie er, ſchon vor ſeiner Bekehrungsfahrt über den Teich, gethan hatte. Und als er von dieſem Zuge mit neuem Ruhme zurück gekom-

men war, zog er triumphirend in das adeliche Schloß, ließ daſſelbe auf das koſtbarſte auszieren, kleidete ſich und ſeine Frau in lauter Sammt und Seide, ſchaffte ſich eine Menge von Bedienten und Wagen und Pferden an, und rief alle ſeine Brüder und Schweſtern und Vettern und Muhmen herbey, und gab ihnen aus der Gemeindekaſſe das Geld haufenweiſe, daß ſie Alle faſt in eben ſolchem Prunke einherſtolziren konnten, wie er ſelbſt.

Auch fand ſich Jemanden im Dorfe zu haben, der mit recht vollen Backen ſein Lob ausposaunte, rief er den alten, unwiſſenden, aber ränkevollen Pfarrer aus der Verbannung zurück, gab demſelben ſein voriges Anſehn wieder, und behielt nichts von ihm zurück, als die Pfarräcker, die er ſelbſt brauchte. Zum

Schulmeister aber ernannte er einen Invaliden, der der Dorfjugend beibringen sollte, wie man die Nachbarn, die sich nicht berauben und aufklären lassen wollen, am besten überwältigen und todt schlagen könne.

Und der Pfarrer und die Gerichtsdiener und der Nachtwächter erhoben aus Leibeskräften die Weisheit und Güte des Bauer-Oberamtmanns; und wenn er mit seiner Frau durchs Dorf ging, bückten sich die Bauern mit dem Kopfe fast bis zur Erde, und wenn er Einen besuchen wollte, so stand der Wirth ehrfurchtsvoll an der geöffneten Thür, rühmte in den übertriebensten Ausdrücken das Heil, das seinem Hause wiederführe, prügelte die Kinder und das Gesinde zum Tanzen, die Gänse und Schaafe zum Einstimmen beim lauten Vivatrufen, und

die Hauskatze und den Kettenhund, daß sie sich auf die Hinterbeine stellen mußten; und trug von Boden, Speisekammer und Keller, so viel der Tisch tragen wollte, für seinen vornehmen Gast herbey, damit dieser nur bey guter Laune blieb, und ihm nicht mit Gewalt noch mehr nahm.

Dabey hatte der große Hans über manchen erbitterten Feind, der ihn um sein Glück beneidete, oder auch meinte, es laufe jetzt wieder in dem Schlosse ziemlich auf das ehemalige, übermüthige. Wesen der adelichen Familie hinaus. Es wurden daher ein paar Versuche gemacht, den Bauer-Oberamtmann todt zu schlagen, denen er zwar glücklich entging, die aber in seiner Seele eine große Furcht zurück ließen, so daß er so wohl auf der Straße, als auch in seinem Gatten, und in seinem Schlosse stets

eine groſse Anzahl bewaffneter Söldlinge zu seinem Schutz um sich her stellte.

Bey aller dieser Vorsicht und alle dem eben beschriebenen Glanz wollte ihm doch gar nicht recht wohl werden. Bey Tage schmeckte ihm das Essen nicht, und des Nachts, wenn er mit Mühe und Noth eingeschlafen war, weckten ihn gleich wieder die bösesten Träume. — Es ärgerte ihn, daß er, bey aller seiner Macht und seinem Reichthum, doch nur Bauer-Oberamtmann hieß, und er fürchtete, daß ihn, über kurz oder lang, doch wohl ein Waghals todtschlüge, um sich zum Bauer-Oberamtmann zu machen.

Um dieser Unruhe seines Gemüths ein Ende zu machen, nahm er ein schönes seidenes Netz, ging bey finstrer Nacht damit an den groſsen Teich, und holte

zum dritten Male den wunderthätigen Fisch heraus. Dieser bat und versprach, wie die beiden ersten Male; und Hans that den Wunsch, er möchte der Erbherr des ganzen Dorfes seyn, und zwar noch unumschränkter und vornehmer, als vor Zeiten der Edelmann.

„Du sollst auch dieses noch seyn!“ sagte der Fisch — „geh nur ins Dorf, und laß dich dazu ernennen.“

Sogleich berief Hans die gehorsamsten seiner Diener zu sich in das Schloß, um ihnen seine Befehle zu ertheilen. Und am folgenden Tage baten ihn diese demüthigst, und zwar, wie sie sagten, im Nahmen der ganzen Gemeinde, daß er doch, des allgemeinen Wohls wegen, der unumschränkte Erbherr des Dorfs seyn, und nun die ehemalige, adeliche Fami-

lie

lie ganz zu verdunkeln, ſich in den Graſenſtand zu erheben, geruhen möchte.

Mit gnädiger Miene gewährte er auch alſobald dieſe Bitte, und ſchrieb an alle benachbarte Edelleute, daß er von nun an Graf Großhans heiſſen wolle, und ſeine Erben zu Nachfolgern in ſeiner Würde und Macht ernannt habe.

Und nun ſchaffte er ſich und den Seinigen noch koſtbarere Kleider, Geräthſchaften und Equipagen an, als vorher. An allen Ecken des Dorfes baute er ſich Paläſte, und einen der prächtigſten an die Stelle des baufälligen Hüttchens, wo ehemals ſein Federtopf zu ſeinen größten Reichthümern gehörte. — Und er ſchrieb ein neues Geſetzbuch, worin genau beſtimmt war, wie tief ſich Jeder vor ihm bücken, wie weit Jeder, den er beſuchte, ihm entgegenkommen, wie hoch

der Freudensprung der Kinder, wie laut das Vivatschreien der Gänse und Schnaſe ſeyn ſolle, und wie lange Katze und Hund vor ſeiner Ankunft und nach ſeinem Abzuge auf den Hinterbeinen zu ſtehen hätten. Zugleich erſann er eine Menge neuer Titel und Würden für ſeine Vettern und Günſtlinge, und gab ihnen das Geld in noch größeren Haufen, als zuvor. — Und dieſes ward ihm gar nicht ſauer; denn mit allen Rittergüts- und Pfarr-Aeckern, Gemeindeplätzen und Gemeindekaſſen ſchaltete und hielt er nun, als mit ſeinem rechtmäßigen Eigenthum. Wer ihm verdächtig war, den jagte er über die Gränze; wer ſich aber gehörig vor ihm in den Staub bückte, den lächelte er gnädig an, und gab ihm zum Ehrenzeichen, ein Stöckchen, in welchem, als Knöppel, ein

kleiner Affe mit einem Fuchsschwanze hing." — —

Bis zu dieser Stelle war ich mit meinem Mährchen gekommen, bis der Postmeister, nachdem ihm schon früher die Augenlider zugesunken waren, seine Pfeife aus der Hand sanft auf den Boden gleiten ließ. Ich sah die Postmeisterin fragend an, ob ich nun aufhören könnt, zu erzählen. Diese flüsterte mir aber bittend zu, ich möchte noch ein wenig fortfahren, weil ihr Mann wahrscheinlich noch nicht fest genug schlafe, und also durch mein zu frühes Stillschweigen wieder aufwachen könne, wie ein Müller durch das plötzliche Stillstehen seiner Mühle. Um also nicht durch ungeduldigen Eigensinn die Früchte meiner langen Bemühung einzubüßen, mußt'

ich mich sogleich noch zu der folgenden Zugabe entschließen.

„Der neue Graf und seine Gemahlin", fuhr ich fort, „hatten nun die höchste Sprosse der Glücksleiter erreicht, und sie konnten daher auf dieser Erde nicht mehr höher steigen, sondern höchstens mit ihren Händen nach Sonne, Mond und Sternen greifen. In ungestörten Augenblicken wunderten sie sich oft selbst darüber, daß sie so hoch hatten steigen können; lachten der Possen, die sie öffentlich, zur Behauptung ihres Ansehens, trieben, und verachteten die Menge, die, wie eine Heerde geduldiger Hämmel, zu ihren Füssen lag. Nur der einzige Gedanke war ihnen unerträglich, daß sie nicht über menschliche Kräfte hätten, um in den Köpfen der Leute die Erinnerung an seinen ehema-

ligen Federtopf und an ihr ehemaliges Leben mit dem Gerichtshalter, der jetzt in einen entfernten Winkel des Dorfes verwiesen war, auf einmal und für immer zu verzichten. All sein Glanz, und all ihre Herrlichkeit, mit der sie jetzt jede Messe in der Kirche hörte, wollten hiezu nicht ausreichen. Es waren Flecken, die keine goldene Kronen und Kränze bedecken, und kein Weihwasser hinwegwaschen konnten. Nur durch ein Wunder war es möglich, sie zu vertilgen.

In stiller Nacht schlichen der Graf und die Gräfin also noch einmal zu dem großen Teiche, und zogen in einem kostbaren, goldenen Netze den Wunderfisch aus dem Wasser. Mit seinem entblößten Schwerdt in der Hand, und mit dem gebieterischen Tone, den der Graf

sich auf der hohen Leiter angewöhnt hatte, riefen dem Fische zu: „Ich will unser Herrgott ſ, und meine Frau will die heilige Jungfrau Maria ſeyn!“

Da erwiederte der erzürnte Fiſch:

„Nein, lieber Hans, das wär zu grob!

Geh wieder an deinen Federtopf!“

Mit einem hohen Sprunge ſtürzte ſich der Fiſch in den Teich. Das goldne Netz und das entblößte Schwerdt fiel dem Grafen aus den Händen. Seine und ſeiner Gemahlin prächtige Kleider waren in ihre ehemaligen Lumpen verwandelt. Sie wollten in den nahen, neu erbauten Pallaſt entfliehen. Er war verſchwunden, und an ſeiner Stelle ſtand wieder das alte, zerfallne Hüttchen, und auf dem wackligten Tiſche in demſelben der alte Federtopf.“— —

Noch eh' ich dieses letzte Wort ausgesprochen hatte, fing der Postmeister an, recht kräftig zu schnarchen. — „Nun ists gut." sagte die Postmeisterin mit dem freundlichsten Tone von der Welt, „haben Sie tausendfachen Dank für Ihre Bemühung. Sie haben Ihre Sache herrlich gemacht. Sehen Sie und hören Sie nur, wie er schläft und schnarcht. Es ist so gut, als ob er die Zeitungen gelesen hätte."

IV.

Adonis und Vestris.

In meinen Jünglingsjahren, da ich noch lustig unter den Mädchen herumhüpfte, hab' ich mich nie darum gegrämt, daß ich weder schön aussah, noch schön tanzte. Ich war damit vollkommen zufrieden, daß man mir nicht nachsagen konnte, ich sähe aus, wie ein Kamtschadale, und ich tanzte, wie ein Bär. Ich verlangte nicht, daß die Mädchen mich anbeteten, sondern war glücklich, wenn Eine und die Andere nur von Zeit zu Zeit erlaubte, daß ich sie anbetete.

Seit einiger Zeit aber ſind meine Wünſche ſehr viel kühner und ungezügelter geworden. Ich gäbe jetzt warlich viel darum, wenn ich mit einem Male ſo ſchön wäre, als Aſpaſia, und ſo geſchickt und weltberühmt im Tanzen, wie Veſtris. Vor Zeiten hätten dieſe Vorzüge und Fertigkeiten mich vielleicht zu einem ſehr groſſen Thoren, oder wohl gar zu etwas noch ſchlimmerem gemacht; aber wie wollt' ich ſie jetzt nützen! jetzt, da ich die Welt und die Menſchen ein wenig beſſer kennen gelernt, und mancher Quelle der Glückſeligkeit und des Elends mit eindringenderm Blicken nachgeſpürt habe, als dies in den Jahren meiner jugendlichen, frohen Unbefangenheit der Fall war.

Meine Abſicht würde jetzt nehmlich dahin gehen, alle tanzende Jungfrauen

und junge Frauen durch meine Vorzüge und Fertigkeiten so zu bezaubern, daß sie mir im Guten und Bösen blindlings folgten, und daß ich sie also leiten und gängeln könnte, wie und wohin ich wollte. Daß wir dieses wohl gelingen würde, wenn meine beiden ersten Wünsche nur erfüllt wären, fällt mir nicht ein zu bezweifeln; denn die weibliche, tanzende Welt würde bald genug durch die Fertigkeit meiner Füße von der Weisheit in meinem Kopfe, und durch die Schönheit meiner Gestalt von der Vortrefflichkeit meines Herzens überzeugt werden.

Auf allen Bällen triebe ich mich dann, wenigstens einen ganzen Winter lang, herum. Und um allem Verdacht vorzubeugen, als ob ich im Stande seyn könne, itzend einen ernsten Zweck hierbey im Hintergrunde zu haben, dürfte

ich freilich keinen Hopſer und keinen Walzer ungetanzt laſſen. Die längſte Kolonne und der wildeſte Takt dürften mich nicht abhalten. Mit der Anſtrengung aller meiner Kräfte müßt' ich zeigen, daß ich nach Möglichkeit die Luſt des Augenblicks genöße, wie die andern Helden des Platzes.

Hätt' ich mein erhitztes Blut im nächſten Zugwinde, oder am nächſten Tiſche voll Erfriſchungen abgekühlt, ſo könnt' ich mich ja bey dem aufs neue beginnenden Walzer, in dreiſter Anſchmiegung an eine glühende Tänzerin, ſchnell genug wieder erwärmen.

Auch könnt' ich, zu meiner anderweitigen Unterhaltung, die ſchüchterne Sprödе, ſelbſt die verſprochne Braut und die junge Gattin, in dem Schwindelerregenden Taumel des Tanzes, mit

den feidenen Netzen gefährlicher Schmeicheleien, mit den Rosenketten liebkosender Worte, und mit allen Schlangenwindungen der Verführungskunst zu umspinnen und zu umstricken suchen. Mancher Heuchlerin blickt' ich dabey vielleicht unversehens unter die Maske der Unschuld und Naivetät; mancher Prüde entsänke vielleicht der dichte, züchtige Schleier; und selbst bey der strengen Tugend könnt' ich vielleicht in diesen unbewachten Augenblicken Vertraulichkeiten wagen, zu welchen ich sonst bey jahrelangem Umgang den Muth nicht gehabt hätte.

Das alles, und noch weit mehr würd' ich vielleicht können, wenn ich schön wäre, wie Adonis, wenn ich so reizend tanzte, wie Vestris, und der wilde Walzer meinen Tänzerinnen das Blut so heiß

durch die feinsten Adern triebe, daß ihre glühenden Wangen nicht mehr erröthen könnten, und sie, sich selbst vergessend, in dem Zustande eines halben Rausches in meinen Armen lägen. — Aber ich möchte das nicht. Ich wünschte mir blos ein Adonis und Vestris zu seyn, um desto leichter und sicherer alle leidenschaftliche Tänzerinnen zu meinen vertrauensvollen Freundinnen zu machen. Und nicht ihr Verführer, sondern nur ihr Anführer auf dem Tummelplatze der jugendlichen Fröhlichkeit wünscht' ich zu seyn.

Unverändert blieb ich bey meiner übernommenen Rolle bis zu dem Begräbnißtage Amaliens, dieser frühverwelkten, schönen Frühlingsblume. Das Verlangen der meisten Mädchen, den schön geschmückten Sarg recht ungestört an den

Ort ſeiner Beſtimmung bringen zu ſehen, würde eine gute Gelegenheit ſeyn, in einem großen, öffentlichen Hauſe, wo der Zug vorüber muß, eine recht große Geſellſchaft zu verſammeln. In dieſer ginge ich, bis zum Klange der Todtenglocke, mit dem möglichſten Anſcheine von Unbefangenheit umher. Dann träten wir Alle an die Fenſter, und ſähen den Trauerzug mit dem Sarge. Und wenn dieſer vorbey wäre, würden die Klagen über Amaliens frühen Tod, und das Lob ihrer ehemaligen Schönheit und Geſundheit, gewiß das allgemeine Geſpräch.

Wenn die gerührte Theilnahme ſich nun der jugendlichen Herzen, nach meinem Wunſche, bemeiſtert hätte, dann ließ ich die Thür eines ſchwach erleuchteten Seitenzimmers öffnen, in welches

eine ſanfte Muſik Alle hinein lockte. So bald wir uns geſetzt hätten, ließe uns ein aufgerollter Vorhang eine kleine Bühne erblicken, auf deren Mitte eine Trauerurne ſtände, welche von jungen Mädchen ſchweigend mit Kränzen geziert würde.

Allmählich müßte die Muſik verſtummen, indem noch mehrere Perſonen auf der Bühne erſchienen. Mit lauten Klagen umringten dieſe die Urne. Allerlei freundliche Genien kämen aus den nahen Blumenbeeten und blühenden Geſträuchen herbey, um die Thränen der Trauernden zu trocknen, und die Gemüther derſelben zu erheitern. Doch dieſe würden immer betrübter, und riefen mit Tönen der ſchmerzlichſten Verzweiflung zum Himmel hinauf: „O, grauſames Schickſal! warum haſt du

uns unſere gute Schweſter genommen! warum haſt du unſere geliebte Tochter aus unſern Armen geriſſen! warum haſt du in meiner ſchönen Braut mich zehnfach getödtet!"

Es fing der Boden an, ſich unter jedem der Klagenden, wie ein Grab, zu öffnen, und dieſe konnten es vor Schmerz und Thränen nicht bemerken, daß ſie in Gefahr wären, zu verſinken. Da erſchiene in einer herabſinkenden Wolke eine klare, übermenſchliche Geſtalt, und ſprächte mit einer wunderbaren, Schauer erregenden Stimme: „O Schweſtern! o Eltern! o Geliebter! klaget das Schickſal nicht an! Im lachenden Kreiſe meinen Geſpielinnen — auf dem Tummelplatze der Fröhlichkeit — beim wilden Verfolgen ungezähmter Freude ward ich ſelbſt meine Mörderin!"

Die

Die Schweſtern, die Eltern und der Bräutigam erbebten hier tief erſchüttert, riefen ein ſchmerzliches „Wehe“ aus, und ſänken immer tiefer mit dem ſinkenden Boden. Vergeblich würden ihnen von den freundlichen Genien die Hände zur Rettung gereicht. Sie wären in kurzem leblos verſchwunden; die Stelle eines Jeden bezeichnete nur noch ein leiſcher Grabhügel; die Lichtgeſtalt verfinſterte ſich, und zerfloſſe mit einem wehmüthigen Seufzerlaut; und die freundlichen Genien ſetzten ſich weinend auf die Gräber, und ſängen mit leiſen Stimmen einen herzergreifenden Trauergeſang.

Ich kann wohl mit Gewißheit annehmen, daß, beim Herabrollen des Vorhangs, manche Thräne über die Wangen meiner Zuſchauerinnen rollen

würde. Wenigſtens zu ſehr ernſthaften Betrachtungen würden wohl Alle geſtimmt ſeyn. — Ob Amalie gleich ſchon längſt verwaiſt iſt, und weder eine Schweſter, noch einen Bräutigam zurück läßt, ſo würde man doch bald darüber einig ſeyn, daß ihr Tod die Veranlaſſung zu dem kleinen Schauſpiele gegeben habe. Doch würden Manche noch fragen, wie die Selbſtanklage der erſchienenen Geſtalt zu deuten ſey. — Nun nähme wahrſcheinlich Amaliens Arzt das Wort, und erklärte, jene Anklage weiſe ohne Zweifel darauf hin, daß Amalie ſich durch Unvorſichtigkeit und Unmäßigkeit beim Tanzen ihren frühen Tod zugezogen habe.

„Wie iſt das möglich?“ würden ihm hier viele Stimmen einwenden — „Amalie hat nicht öfter und nicht unvorſichtiger

ganzt, als die meiſten von uns, und wir Alle ſind ja noch friſch und geſund."

Dieſer Einwurf brächte den Arzt wahrſcheinlich in Hitze; und wer weiß, ob er da nicht im Stande wäre, den Widerſprecherinnen, mit mehr oder weniger Uebertreibung, die Antwort zu geben, es werde ihnen über kurz oder lang nicht anders ergehen, als Amalien; die Eine möchte nur im Spiegel ihre veränderte Geſichtsfarbe betrachten, die Andere an ihre immer häufigeren Nervenzufälle, die Dritte an ihre Bruſtbeklemmungen und an ihren eingewurzelten Huſten denken. — Bey kälterem Blute gäbe er ſich vielleicht die Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß ein fortgeſetztes kränkliches Leben eine noch härtere Strafe des jugendlichen Leichtſinns ſey, als ein ſchneller Tod; und daß vie-

le von ihnen, noch ſpät als Gattinnen und Mütter, durch Jahre voll Schmerzen und Lebensüberdruß, für die jetzigen Stunden der Freude und des Leichtſinns werden büßen müſſen.' —

Der Doktor ſpräche gewiß manches wahre, beherzigungswerthe Wort; und dieſer und jener verſtändige Mann, und dieſe und jene verſtändige Frau nähmen wohl Gelegenheit zu mancher ernſthaften Betrachtung und Aeußerung über noch andere Nachtheile und Gefahren, welche die überhand nehmende Tanzluſt mit ſich führt. Und wer könnte ihnen widerſprechen, wenn ſie behaupteten, auf unſern Tanzſälen würden nicht allein die körperlichen Kräfte und Vorzüge, ſondern auch die ſchönſten Tugenden ihrer Töchter untergraben; die Unbefangenſten würden da gefallſüchtig; die

Anſpruchloſeſten eitel und ſtolz; die Muſter der Häuslichkeit und Sittlichkeit verlören nur zu oft ihren ſchönen, ſtillen, unſchuldigen Sinn; das Gehaltleere werde ihnen wichtig, und das Verbotene reizend; das Verwerfliche höre auf, ihnen ein Abſcheu zu ſeyn; und das Heilige verliere ſeine alte Gewalt über ihr Herz. — —

Meine jungen Freundinnen hörten in dieſer Stunde, bey einer ſo ernſthaften Veranlaſſung, das alles vielleicht mit ziemlicher, wenigſtens äußerlicher, Andacht an; aber ich wette, daß bey den Meiſten die ganze ausgekramte Moral des Doktors und der andern verſtändigen Männer und Frauen augenblicklich rein vergeſſen wäre, wenn auf einmal neben an in dem Saale ein beliebter Hopſer oder Walzer mit voller Muſik aufge-

ſpielt würde. Ihre vorige Rührung müßte auf der Stelle der alten Tanzluſt weichen; und ſobald ein paar ſchöne Tänzer ein paar Witzeleien über die Aufſchneidereien des hypochondriſchen Doktors, und die Grillenfängereien gewiſſer frommer Damen hingeworfen hätten, finge man lachend an, wieder freieren Athem zu ſchöpfen; und die Meiſten hätten gewiß nichts eiligers zu thun, als ſich mit Hopſen und Walzen für die Langeweile oder Beklemmung bey der vorigen Unterhaltung ſchadlos zu halten.

Doch dahin dürft' es, nach meinem Plane, nicht kommen, denn ſonſt wäre ja das Uebel noch ärger gemacht. — Ehe noch einer der jungen Modeherrn mit ſeiner Gegenweisheit laut werden könnte, wollt' ich gleich das Wort nehmen, um der Vernunft Eingang zu

verſchaffen, und den Leichtſinn nicht aufkommen zu laſſen. Und um dieß große Werk zu Stande zu bringen, wünſcht' ich eben ein wahrer Adonis und Weſtriß zu ſeyn.

Wenn die Häßlichkeit die Schönheit verſchreien will, und die Armuth den Reichthum, ſo werden die Schreier nur verlacht, oder man hört auch wohl gar nicht auf ſie. — Wenn der Uebersättigte dem Hungrigen, der Kranke dem Geſunden Enthaltſamkeit empfiehlt, ſo läßt der Hungrige den Uebersättigten, der Geſunde den Kranken warnen, ſo viel er will, und er ſelbſt genießt, ſo viel er will. — Bey den meiſten Predigten gegen das Tanzen, iſt es der nehmliche Fall. Die Prediger und Predigerinnen ſind gewöhnlich zum Tanzen zu ungeſchickt, oder ſind ſchon damit fer-

tig, und etwas ſteif und müde. Die tanzende junge Welt hört daher entweder nach ihren Predigten gar nicht hin, oder verwirft ſie, als Eingebungen der üblen Laune, der kränklichen Aengſtlichkeit, oder des Neides.

Doch die Worte, welche ich, als der geſchickteſte, ſchönſte Tänzer, mit Wärme ohne Uebertreibung, mit Ernſt ohne Bitterkeit, meinen lauſchenden Freundinnen über die Pflichten der Selbſterhaltung, und über die traurigen Folgen des Leichtſinns und der wilden, ungezügelten Verfolgung der Freude ſagte, wären allen jenen mißtrauiſchen Auslegungen nicht unterworfen. Die Gunſt, in welcher ich bey meinen Zuhörerinnen mal ſtände, hätte ihre Herzen ſchon im voraus gläubig für meine neuen Lehren

geſtimmt; der ſiegende Zauber meiner äußern Geſtalt erſchiene ihnen als ſiegendes Uebergewicht der Wahrheit meiner Schilderungen und Behauptungen; und endlich meine ihnen entgegen gehaltene, ſchöne Hand, zur Schließung des gemeinſchaftlichen, feierlichen Bündniſſes: nie eine beſtimmte Gränze der Mäßigung bey unſern Vergnügungen zu überſchreiten, hälfe mir unfehlbar meinen erſten, gut gemeinten Zweck erreichen. — Ich ſtehe dafür, daß Keine zögern würde, ihre Hand in die meinige zu legen, wär' es auch bey Dieſer und Jener vielleicht nur aus Neugier, um zu ſehen, welche von beiden Händen die weichſte und weißeſte ſey, oder ob ich die ihrige nicht, mehr als eben nöthig wäre, drücken werde.

Darum kümmerte ich mich aber weiter nicht, sondern ich wäre schon zufrieden, wenn nur Jede eingeschlagen hätte. Auf ihre gewissenhafte Erfüllung des Gelübdes wollt' ich dann schon halten, und zwar mit dem besten Erfolge; denn ich würde ihren Ehrgeiz (ich will diesmal nicht sagen: ihre Eitelkeit) zu reizen suchen; und ihr Hang zum Schwärmerischen und Romanhaften, so wie ihr Gefühl meines äußeren, und daher auch inneren, Werthes würden mir, fast ohne mein weiteres Zuthun, die gehörig siegreichen Waffen gegen sie in die Hände geben. — Wie könnt' es mir da wohl schwer fallen, die allerholdesten Geschöpfe, ihrer eigenthümlichen Natur gemäß, in den Schranken jener glücklichen Mäßigung zu erhalten, welche die sittliche Grazie zur unerläßlichen Be-

dingung ihrer edleren Liebenswürdigkeit macht, und deren Verkennung ſich an ihnen auf eine ſo vielfache und bittre Weiſe rächt.

O, wo iſt der Adonis und Verſtris, der meinen guthmüthigen Plan zur Ausführung bringt?

V.

Die Papageno's

Wenn ein Kater im Felde spatzieren geht, und zu jeder singenden Lerche hinaufseufzt: „Ach, wie schön würdest du mir schmecken, wenn ich dich hätte!" so ist das seiner Katernatur wohl zu verzeihen; und man darf sich im Ernst nicht entrüsten, wenn er sein Möglichstes thut, sich so eine Virtuosin zum Frühstück, Mittag- oder Abendbrodt zu verschaffen.

Auch dem armen Teufel von Papágeno, der ſich aus Hunger, in Ermangelung eines andern, einen Singvogel fängt, muß ich ſeine Sünde verzeihen, ſo lange ich es nie ſelbſt verzeihe, Fleiſchbrühſuppen und Braten zu eſſen; denn das Leben eines ſtummen oder brüllenden Thieres iſt nicht weniger, als das eines ſingenden werth. Was können Fiſche, Tauben, Schaafe und Ochſen dafür, daß die Natur ihnen nicht die Gabe des Geſanges verlieh? Wenn nur dieſe den Maaßſtab für den Werth eines Geſchöpfs und für die Gerechtigkeit ſeiner Anſprüche auf das Leben gäbe, ſo wären unſre Opernkaſtraten die glänzenſten Edelſteine unter den lebendigen Geſchöpfen, und dürften ſich vielleicht einfallen laſſen, diejenigen, von denen ſie bisher zum Theil bewundert, zum

Theil bemitleidet worden sind, todt zu schlagen, und nach Belieben zu kochen oder zu braten.

Doch bis es so weit kommt, hat es noch Zeit; und vor der Hand sind wohl noch keine Advokaten gegen die Sänger nöthig, wohl aber für dieselben: nehmlich für die auf dem Theater, daß unberufne Kritiker ihnen nicht die Galle in das Blut treiben; — für die auf dem Felde und in den Büschen, daß nicht hundert und tausend Papageno's sich an ihrer Freiheit und ihrem Leben versündigen.

Dem Hunger, wie gesagt, muß ich sie schon Preis geben, denn der kennt, ausser sich selbst, keinen Gesetzgeber, und weicht nur einer stärkeren Gewalt. Die meinige wär' ihm aber nur ein Spott, weil meine einzigen Waffen

Worte ſind. Alſo nicht mit den hungrigen, ſondern nur mit den muthwilligen, kindiſchen, empfindelnden, trägen, Langeweile habenden Papageno's hab' ich es zu thun. Und ſchon mit dieſen es aufzunehmen, iſt warlich keine Kleinigkeit. Es iſt möglich, daß ich keinen einzigen von ihnen zu meinem Glauben bekehre; allein, das ſoll mich nicht abhalten, ihnen meine Meinung zu ſagen, und dadurch wenigſtens zu verſuchen, dem Einen und dem Anderen die egoiſtiſche Brille, wodurch er die ganze Welt betrachtet, auf ein Weilchen von der Naſe zu ſchieben. —

Dem kleinen Dorjunker, den ich da eben von dem altväterlichen Ritterſitze in den nahen Buſch laufen ſah, könnt' ich wohl beikommen, wenn ich ein Freund vom Hauſe mit Wapen und Portepee

wäre. Dann dürft' ich ihm sagen, daß das Fangen und Kopfeindrücken oder Füttern der kleinen Singvögel, gar keine ächt adeliche Uebung und Belustigung sey; das Tiefste, bis zu welchem sich ein Junker herablassen dürfe, sey eine Hasenhetze; von seinen Ahnen aber wär' es ausgemacht, daß sie sich in ihren Zimmern nur mit Hunden, auf dem Hofe nur mit Pferden, und im Walde nur mit wilden Säuen und Hauern abgegeben hätten; nur diese dürfe daher auch er, als würdiger Sprößling seines Stammes, nach Lust und Laune füttern, und zu Tode prügeln, reiten und schießen.

Mit dieser Wendung gewönn' ich gewiß augenblicklich den alten gnädigen Herrn; dieser gäbe mir ein paar wohlmeinenden, pädagogischen Flüchen dem angc-

angebornen Ehrgeize des Junkers eine höhere Richtung, und eine Menge unschuldiger kleiner Vögel blieben ungefangen und ungemartert.

Doch mit Ermahnungen und Vorstellungen, wie sie etwa der bescheidne Hofmeister dem übermüthigen Zögling nur geben darf, wird nichts ausgerichtet; und die kleinen Vögel bleiben also dort ohne Rettung vogelfrei, bis es an ihrer Stelle, bey dem veränderten Geschmack des heranwachsenden Junkers, die Harfen, die Hauer und die hübschen Mädchen der Gegend werden. Jedes Wort der Vernunft und der besseren Menschlichkeit wäre dort verlohren. Zu einem holden, gefühlvollen Mädchen in der Stadt will ich mich daher lieber wenden.

Eliſe kann die empfindſamſten Stellen aus hundert Gedichten und Romanen auswendig; ſie ſchreibt ſogar eine Menge ſelbſt erdachter, ſchöner Sentenzen in ihr Tagebuch, denen allen es weder an Gefühl, noch an orthographiſchen Schnitzern fehlt; ſie geräth beim Anblick eines Baugefangenen außer ſich, daß es Richter giebt, die ſo grauſam ſind, ihre Nebenmenſchen der Freiheit zu berauben; und beim Anblick des blutigen Meſſers, womit ihre Köchin eine Gans geſchlachtet hat, ſinkt ſie vor Schauder faſt in Ohnmacht. — Jedes fremde Leiden fühlt ſie aufs ſchmerzlichſte mit; das Elend der ganzen Welt, ſehnt ſie ſich, ausrotten zu können. Aber von dem Jammer ihres eingeſperrten Vogels weiß ſie nichts; und über der anziehenden Lektüre des nächſten, bändereichen,

empfindsamen Romane, läßt sie ihn vielleicht aufs kläglichste verhungern und verdursten.

" Nicht zu bezweifeln ist es freilich, daß sie seinem Leichnam dann eine Menge Wasser zum Sühnopfer nachgießen wird, nehmlich Thränen ins Schnupftuch und Reime aufs Papier. Auch ist es wohl möglich, daß der kleine Gefangene bald eines natürlichen Todes stirbt, oder vielleicht gar noch recht lange lebt. Allein wäre die Verlängerung seines Lebens wohl etwas anders, als eine Verlängerung seiner Qual? Ist er nicht vielleicht gerade zur Zeit des Brütens gefangen, und ein verlaßnes Nest voll unbefiederter Jungen bedarf seiner Wärmung und Fütterung? Der allermächtigste Trieb, den die Natur ihren Geschöpfen gab, erfüllt ihn mit der ängst-

lichsten Sehnsucht nach seinen verwaisten Kleinen. Unaufhörlich, vom frühsten Morgen bis zum Abend, hüpft er in dem engen Raume seines Kerkers umher, und pickt gegen die Stäbe desselben, um einen Ausgang zu finden. Elise findet sein Flattern und jede seiner unruhigen Bewegungen allerliebst, ohne seine Qual zu ahnen; sie ergötzt sich an seinen Klagetönen, ohne sie zu verstehn. Aber wenn sie auch von seinem Nest und von seinen Jungen nichts weiß, so muß sie doch wissen, daß der Vogel überhaupt das beweglichste, Freiheit begehrendste Geschöpf der Natur ist. Eine Spinne darf man vielleicht ohne Grausamkeit in einen Glaskasten sperren, denn sie wird sich wohl befinden, wenn sie von Zeit zu Zeit nur eine Fliege in ihr Netz verwickelt sieht; doch einen Vogel, der,

faſt keine Minute ruhend, von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum zu hüpfen und zu flattern gewohnt iſt; der ſonſt über Thäler und Berge, Mauern und Flüſſe, Feld und Wald im ſchnellſten Fluge hinſchoß, bald ſich auf duftenden Blüthenzweigen wiegte, bald mit ſeinen Flügeln die Wolken berührte, und dann wieder ſeine warme Bruſt in den Wellen eines kühlenden Stromes badete — einen ſolchen freyen Bürger der Erde und des Himmels in einen ſpannelangen Käfig einſperren, um ihn zu füttern und zu liebkoſen, iſt tauſendmal grauſamer, als ihm den Finger ſchnell ins Gehirn drücken, um ihn zu rupfen und zu braten. Und wenn der arme Gefangene ſich in einiger Zeit auch ſcheinbar an ſein Schickſal gewöhnt, kehrt ſeine Unruhe nicht zehnfach wieder — wenn der Herbſt

kommt, wo ein innrer Trieb ihn nach fremden, wärmeren Gegenden zieht, oder wenn mit dem Frühling die Sehnsucht nach einem Gatten und einem selbst gebauten Nestchen in ihm aufs neue unwiderstehlich erwacht? — Mit welcher Sentenz begründet Elise ihr Recht, das fröhlichste, unschuldigste Geschöpf seiner schönen Freiheit zu berauben, und es dem qualvollen Kampfe zur gewaltsamen Unterdrückung der mächtigsten Triebe, die ihm die Natur zutheilte, Preis zu geben? — Das Futter, was Elise ihrem armen Gefangenen reicht, fänd' er reichlicher und gesünder in Feld und Wald; ihren Zucker kann er entbehren; und ihre Küsse versteht er nicht zu deuten. Was hilft es ihm, daß er von ihr die zärtlichsten Liebesversicherungen erhält? Was man liebt, muß man zu

beglücken ſuchen, nach der Art, die ihm angemeſſen iſt. Darum gebe Eliſe ihrem Vogel ſeine Freiheit, und ihrem Liebhaber die Küſſe, für deren Süßigkeit kein Sinn weder in einem bunten Flügel noch in einem blanken Schnabel iſt.

Ich wollte auch wohl eine Wette darauf eingehen, daß Eliſe dem Vogel ſeine Freiheit wieder giebt, ſobald ihr Liebhaber die ſeinige erſt ganz und gar verloren hat; und daß ſie jetzt überhaupt dieſen mit den Küſſen, welche ſie jenem giebt, nur nach dem Honig ihrer Liebe recht lüſtern machen will. Sobald ſie geheirathet hat: wird ſie nicht nur weniger empfindſam, ſondern auch weniger thöricht und grauſam ſeyn, als bisher. Unter dem Vorwande, daß ihr Mann eiferſüchtig werden könne, kündigt ſie dem Vogel, wahrſcheinlich gleich

nach der Hochzeit, das bisherige zärtliche Verhältniß auf, und in einer Stunde, wo sie sich durch ihren Gatten recht glücklich fühlt, öffnet sie dem einsamen Gefangenen den Käfig, um ihn im Buche bey seines Gleichen eben so glücklich werden zu lassen.

O wäre sie doch erst verheirathet! und würden es mit ihr zugleich doch alle, ihr ähnliche, grausam empfindsame Mädchen, damit sie Jemanden hätten, den sie von Rechtswegen lieben und quälen können — Jemanden, der sich dagegen wehren kann, wenn es ihm zu viel wird!

Mancher arme, mit Zucker gefütterte, und höchst empfindsam getaufte Vogel, würde dadurch gewiß gerettet. Aber desto weniger ist für seine unglück-

lichen Verwandten in Herrn Wipperts Rechtſchaft zu hoffen. Auf eine menſchlichere Sinnesänderung durch Liebe und Eheglück iſt bey Herrn Wippert durchaus nicht zu rechnen, denn er liebt, ſchon ſeit langen Jahren, nichts als ſich ſelbſt, und iſt ein ſo eingefleiſchter Hageſtolz, wie es jemals einen gegeben hat. Es gehört einmal bey ihm zur Ordnung des Tages, zu einer beſtimmten Stunde ſeine Vögel zu füttern, und in einigen unbeſtimmten Stunden ſich ihnen, mit ſeiner Pfeife, in den Lehnſtuhl gegenüber zu ſetzen, um ſie ruhig zu betrachten und zu behorchen. Er nennt dieß ein unſchuldiges Vergnügen, und pocht darauf, daß ihm die kleine Kapelle ſein ſchönes Geld koſte, indem er manchen ſeiner Virtuoſen mit einem Louisd'or bezahlt habe.

Als ich ihm dennoch einmal etwas von Unrechtmäßigkeit sagen wollte, sah er mich wie einen Nachtwandler an, und rief mir zu: „Sie scheinen ganz zu vergessen, wovon die Rede ist. Meine Mevagerie besteht ja aus nichts, als aus Finken, Hänflingen und Nachtigallen. Mir Fasanen fangen zu lassen — und wenn ich sie auch noch so theuer bezahlte — das wäre freilich sehr unrecht, denn die gehören unserm gnädigsten Landesherrn, und an denen vergreif' ich mich also nicht, so gern ich auch dann und wann einen auf der Schüssel hätte; allein aus dem kleinen Zeuge, das man nicht zu essen, sondern nur zu hören pflegt, machen sich die großen Herren eben nichts; die kleinen Singvögel gehören Jedermann, und darum kann ich mir fangen lassen, so viel ich will."

Mitrichten, Herr Wippert! Was Jedermann gehört, besonders wenn es nicht im Ueberflusse zu haben ist, dürfen Sie sich nicht auf eine Weise aneignen, daß Niemand, außer Ihnen, mehr einen Genuß davon hat. Auf tausend Menschen kommt vielleicht in unsrer Gegend kaum eine Nachtigall; begehen Sie nun keine Versündigung an fremdem Eigenthum, wenn Sie sich anmaßen, so viel von dem gemeinschaftlichen kleinen Schatze für sich allein zu nehmen, als eigentlich Tausenden gehört? Kein bürgerliches Gesetz ist Ihnen freilich dabey in unserm Bezirk im Wege; allein wehe uns, wenn es Mode werden sollte, nichts der Gesellschaft Nachtheiliges zu unterlassen, als was durch ein bestimmtes, obrigkeitliches Gesetz verboten ist! Seine menschlichsten, heiligsten Gesetze

giebt der unverdorbene, ſittlich gute Menſch ſich ſelbſt." —

Ein armer Pfarrer, der gern Wein trank, und ſelten welchen hatte, bewieß ſeiner Gemeinde einmal auf der Kanzel: es wachſe jährlich ſo viel Wein, das auf den Mann täglich wohl eine Kanne zur Erquickung komme; aber die reichen, unmäßigen Schwelger tränken ihren ärmern Brüdern ihren Theil mit weg. Im bittern Gefühl des auch ihm widerfahrenden Unrechts rief er endlich aus: „Verdammt ſey der Schurke, der mir täglich meine Portion wegſäuft!"

Mit mehrerem Rechte, als jener Pfarrer auf die unmäßigen Weintrinker, könnte ich wohl, bey jedem Spatziergange in unſern Büſchen und Gärten, auf Herrn Wirpert und Konſorten ſchelten; und es wäre mir nicht zu verden-

ken, wenn ich ziemlich entrüſtet ausrie-
fe: „Verdammt ſey Herr Wippert und
jeder Papageno, der mir und tauſend
Anderen die ſchönſte Frühlingsfreude ver-
dirbt!“

Nicht allein das Auge des Men-
ſchen will der göttliche Frühling entzü-
cken, ſondern auch das Ohr deſſelben.
Darum läßt er den Zephyr mit zarten
Flügeln die grünenden Zweige durchſäu-
ſeln; darum läßt er die Wellen des klein-
ſten Bachs jedes Hinabhüpfen von einem
höheren auf einen niedrigeren Kieſel mit
lieblichen Tönen verkündigen; und da-
rum verlieh er den kleinen, gefiederten
Bewohnern des Feldes und des Waldes
die melodiſchen Stimmen, mit denen ſie
einander ihre Liebe, ihre Freuden und
ihre Schmerzen erzählen. — Welch ein
entzückendes Konzert, wenn das Geſäu-

ſel der Blätter, das Gemurmel der Bäche und der Geſang der Vögel in holdem Einklang ertönen! Welch eine Feier des Frühlings! Welch eine Hymne zur Ehre des großen, allwaltenden Geiſtes in der Natur! Durch dieſe Töne verkündigt ſie Jedem ihren innern, regen Geiſt. Das öde Feld, der finſtre Wald, und die nackte Felſenklippe werden durch dieſe Töne beſeelt. Das ſtille, leblos ſcheinende Bild der Natur ſpringt erſt durch dieſe Töne vor uns recht belebt ſich ins Leben, und regt auch unſer innerſtes, heiligſtes Leben auf. — Beym frohen Trillen der Lerche, die ſich hoch über das grüne Saatfeld erhebt, blickt man froher und muthiger der aufgehenden Sonne entgegen, und ein erhöhtes Gefühl von Wohlſeyn und Dank gegen den Schöpfer und Erhalter der ganzen

Natur und des Menſchen, hebt unſre Bruſt leichter und höher empor. Beym ſanften Flöten der Nachtigall in der lauen Maynacht, wird der kunſtloſe Buſch, der anſpruchloſe Fruchtbaumgarten zum Feenhain; die zarteſten Saiten unſers Gefühls erklingen ſympathetiſch bey dem melodiſchen Geſange; und die Freude und der Schmerz, die Liebe und jede menſchliche Tugend ſchweben in ſchönern Geſtalten unſeren Blicke vorüber, und durchdringen unſer Herz mit einer ſanftern, heiligern Wärme.

Hinweg alſo mit euern Netzen und Schlingen, ihr engherzigen, ſelbſtſüchtigen Menſchen, die ihr den ſchönen Tempel der Natur bloß betretet, um euch mit unheiligen Händen an ihm und an tauſenden eurer Mitmenſchen zu verſün-

digen! In hundert Büschen sind schon die süßesten Stimmen durch eure gefühllose Raubgier verstummt. Wer gab euch das Recht, aus dem großen allgemeinen Konzertsaale die lieblichsten Sänger zu entführen, und in einer engen Klause, in einem noch engeren Käfig, zu der grausamsten Gefangenschaft zu verurtheilen? Wißt, daß ihr nicht werth seyd, ihre holden Gesänge zu hören, wenn sie euch nicht in den grünen Hallen der Wälder, auf den Blumenaltären der Hügel und Berge, in dem hohen Dome der Natur am lieblichsten klingen. Aber wie wäre bey euch noch dieser reine, höhere Sinn zu erwarten, die ihr so tief in Kleinlichkeit, Selbstsucht und Trägheit versunken seyd! Ihr betrachtet in tieferer Ehrfurcht den Stern auf einem Gallakleide, als das zahllose Heer von Sternen am Him-

Himmel. Euch erſcheint euer elendes Ich als der Mittelpunkt, um welchen die ganze Schöpfung ſich dreht; und was euch anſteht, und ihr mit euren Händen ergreifen und feſthalten könnt, nehmt ihr daher als euer rechtmäßiges Eigenthum. Ihr haltet es nicht der Mühe werth, hinaus in den großen Tempel der Natur zu gehn, um ihre zahlloſen Wunder zu belauſchen. Nur was ihr ſtückweiſe in eurem Lehnſtuhl, ohne Anſtrengung und ohne Aufopferung eurer Bequemlichkeit, betrachten, behorchen, betaſten oder kauen könnt, iſt euch lieb. Ihr ließet, zu eurer Beluſtigung, die Alpen und das Weltmeer in eure Klauſe tragen, wenn es anginge; ohne euch darum zu kümmern, ob die zahlloſen Geſchöpfe, die in dieſem ſchwimmen und auf jenen kriechen, lau-

ſen und ſpringen, ſich dabey wohl befänden oder nicht. Ja, ſelbſt den groſſen, höchſten Geiſt der Welten ſperrtet ihr gern in einen von euren vergoldeten Käfigen, um ihn in müſſigen Stunden über dieſes und jenes niedliche Kunſtſtück in ſeiner Schöpfung zu befragen, wenn dieſe auch durch die Gefangennehmung ihres Regieres und Erhalters zu Grunde ginge.

Wie könnte man von euch die Freilaſſung einer gefangenen Nachtigall erwarten!

VI.

Luiſe.

Mögen Andere immer und ewig nur von der Blüthenzeit der Blumen der Menſchheit, der Mädchen, erzählen und ſingen; ich will mich darum nicht kümmern, und auch einmal laut das Andenken eines Mädchens ehren, das ich nur in ſeiner Knoſpenzeit ſah. Auch dieſe hat ihre eigenthümlichen Reize, und gewährt dem Beobachter eine um ſo reinere Freude, je weniger noch in dieſer Periode ſein Auge durch äußeren

Sinnenreiz beſtochen, oder wohl gar irre geleitet wird. In dem blühenden, ſchönen Mädchen erblickt ſelbſt der verſtändige Mann nur zu leicht ein engelähnliches Weſen; der ſchönen Geſtalt wird viel zu ſchnell eine ſchöne Seele, der körperlichen Grazie ſittliche Bildung, dem lebhaften Auge ein heller Verſtand, und der weißen, weichen Haut ein rein erhaltenes, weiches Herz angedichtet. Nur zu oft gilt da Empfindelei für Empfindung, Albernheit für Naivetät, und erkünſtelter Schein für heilige Unſchuld; und ſo werden Bewunderung und Huldigung, wie ſie dem Höchſten und Heiligſten nur gebühren, an Flachheit, Gemeinheit und Gleißnerei, oft ſogar an Verworfenheit thöricht verſchleudert.

Weniger Enthuſiasmus, und eben daher auch weniger Täuſchung, bringt

dagegen die frühere Zeit hervor, wo das Mädchen in der Mitte zwiſchen Kindheit und Blüthenzeit ſteht. Da iſt ihre Geſtalt zwar noch unvollendet, ihr Charakter noch nicht feſt begründet, und ihr Verſtand noch nicht zu ſeiner möglichen Reife gediehen; aber dafür ihr Blick in die Welt und in den Spiegel noch unbefangen, ihr Herz noch ächt kindlich, — das iſt: engliſch-rein; und auf das rührendſte und entzückendſte ſchmelzen die heilige Unſchuld der Kindheit, die bewußteren Empfindungen der Freude, des Wohlwollens und der Dankbarkeit, überhaupt das Gefühl, der erwachende Sinn für Schicklichkeit und Recht, und die beginnende Ausbildung des Geiſtes zuſammen. — Es iſt dieſer Zeitpunkt die Mittelhöhe eines Bergpfades, wo man freilich die weitumfaſſen-

de, begeisternde Aussicht des erhabnen Gipfels nicht hat, aber auch, ungestört von dem Glanz oder den Wolken und Stürmen der Schwindelhöhe, freudig um sich schaut; hoch genug, um das stille Thal gehörig zu übersehen, und doch zugleich ihm noch nahe genug, um seine reizende Mannichfaltigkeit in voller Klarheit unterscheiden, und sich den süßen Duft seiner Blüthen zuwehen lassen zu können.

Von selbst versteht es sich übrigens, daß diese allgemeineren Andeutungen nur auf ein Wesen hinzeigen, das die Natur, an Geist und Herz, nichts weniger, als stiefmütterlich ausgestattet, und Eltern und Erzieher, in der Entwickelung seiner glücklichen Anlage, wenigstens nicht gestört haben. Das Gemeine, Verwahrloste kann nur Mitleid

oder Widerwillen erregen, und davon soll hier die Rede nicht seyn. —

Nicht ohne den bittersten Schmerz werd' ich freilich diesen Aufsatz endigen können; aber dieser Schmerz ist nur ein Zeuge meiner innigen Liebe zu dem guten Mädchen, dem ich diesen kleinen Denkstein weihe; und eine Menge der freundlichsten Erinnerungen werden dabey meine Blicke aufheitern, und einen Balsam auf mein verwundetes Herz träufeln, der ihm wenigstens sehr wohl thun wird, wenn er es auch nicht heilt.

Wer nur Erzählungen romantischer Begebenheiten lesen mag, der lege diese Blätter, eh' er mit Unwillen seine Täuschung gewahr wird, bey Seite, denn er wird hier nicht finden, was er sucht. Erst der Blüthenmonat des Lebens führt die bedeutenderen, verwickelteren Schick-

sale herbey. Die frühere Zeit, da noch die Knospe sich bildet, ist nur die Zeit der stillen Hoffnung, der Vorbereitung im heimathlichen Hafen zur ungewissen Reise über das trügliche, verhängnißvolle Meer.

Keine wichtigen Begebenheiten kann ich daher von meiner Luise erzählen, als daß sie, kaum vier Jahre alt, ihre treffliche Mutter verlor, und wenige Monathe später ihre kleine Vaterstadt mit ihren reitzenden Umgebungen, und ihren trauernden Vater, nebst ihren Geschwistern und Gespielen, blos begleitet von einer alten, treuen Wärterin, verlassen mußte, um in weiter Ferne in der kinderlosen Schwester ihrer Mutter die Frühverlorne wieder zu finden. Erst von dieser Zeit an lernt' ich sie kennen, und wohnte dann Jahre lang mit ihr in

einem Hauſe, um ſie mit jedem Jahre mehr kennen und lieben zu lernen.

Der wachſende Bach ihres Lebens hüpfte in dieſen Jahren leicht und klar über tauſend bunte Kieſel hin, und alle Blumen ſeiner Ufer übermahlten mit ihren bunten Bildern ſeinen treu empfänglichen Spiegel. Es waren noch die glücklichen Jahre, da das Zerbrechen eines Spielzeugs, oder das Verlieren einer Stricknadel als ein bedeutendes Unglück bejammert und beweint wird; da eine Hand voll Kirſchen die bitterſten Thränen zu trocknen vermag; da die Ausſicht auf ein neues Kleid zu den wichtigſten Hoffnungen, und die erleuchtete Wohnſtube am Weihnachtsabend zu den begeiſternden Prunkſälen der Feenwelt gehört. Da iſt kein Stoff zur Zuſammenſetzung eines anziehenden Romans; nicht meine

Phantaſie, ſondern mein Herz iſt alſo nur beim Schreiben dieſes Aufſatzes beſchäftigt, denn ich will nur ſchildern, warum und wie ſehr ich ſie liebte; aber die ganze Summe von wichtigeren Begebenheiten, welche ich noch von ihr zu erzählen weiß, iſt ſo gering, daß ich ſie füglich an die Geſchichte ihres weißen Lieblingskleides knüpfen kann, wie man einen ganzen Halsſchmuck von Perlen an einen und den nehmlichen kleinen Faden reiht.

Mir iſt, als ſäh' ich noch heute ihre Pflegmutter, wie ich ſie, halb lächelnd, halb weinend, beim Nähen des weißen Kleides antraf, das ſie zum Schmuck und zur Freude der erwarteten Pflegtochter ſchon im voraus bereitete. Das Lächeln galt der lang erſehnten Mutterfreude, die ihr das Schickſal jetzt mit

dem Kinde ihrer Schweſter darbot; aber ſie konnte ſich dieſer Freude nicht überlaſſen, ohne der Veranlaſſung dazu, dem Tode der geliebten Schweſter, ihr Thränenopfer zu bringen. — „Ob die Kleine wohl ihrer Mutter ähnlich iſt — und ob ſie mich wohl mit der Zeit recht kindlich lieben wird?" rief ſie immer öfter aus, je näher die Stunde der Ankunft der Kleinen kam; und mit klopfendem Herzen ging ſie ihr endlich, weit vor die Stadt hinaus, entgegen. Kaum hatte man Luiſen aus dem Wagen gehoben, und ihr, in dem Kreiſe der Umſtehenden, die neue Mutter gezeigt, ſo flog ſie weinend in die offnen Armen derſelben, ſchmiegte ſich an ſie mit kindlicher Zärtlichkeit, und bey allen ihren kleinen Bedürfniſſen und Wünſchen wendete ſie ſich von dieſem Augenblicke an mit liebe-

vollem Vertrauen an dieſe nur. So war ſchnell und für immer Herz an Herz gekettet, und die frohe Mutter erkannte in manchem Zuge das Bild der Verlornen Schweſter, und ſah weit hinaus in die Zukunft ihren Lebensweg mit neuen, ſchönen Blumen geſchmückt.

Als man Luiſen aber am nächſten Sontage mit dem weißen Kleide ſchmücken wollte, fand ſich, daß es viel zu groß gerathen war. Die Mutter nähte alſo unten drei übereinander ſtehende Säume hinein, um es gehörig zu verkürzen, und zog es ihr dann mit dem Wunſche an, daß ſie geſund und freudig aufwachſen möge, um das Auflöſen eines Saumes nach dem andern möglichſt ſchnell nöthig zu machen. Freudig lächelte die Kleine auf ihren Putz herab, wie die Umſtehenden auf ſie ſelbſt. Sie

war nicht eben ſchön zu nennen; allein ihre blühende Geſundheitsfarbe, ihr hell-leuchtendes Auge, und vorzüglich ihre faſt ununterbrochene, heitre Freundlichkeit liehen ihrem runden Geſicht, das von den ſchönſten, natürlichen Locken umringelt war, einen ſehr erfreulichen Reiz, der oft entzückend ward, wenn der reine Ausdruck lebhafter Freude, Liebe oder Dankbarkeit in ihrem leicht beweglichen Mienenſpiele ſich mahlte. Und dieſen herrlichen Anblick genoß man bey ihr öfter, als bey irgend einem Kinde, denn wenigſtens ich ſah noch keines, empfänglicher für Freude, und dankbarer gegen den, der ihr Freude machte, als ſie; dem überhaupt herzlich ſich anſchmiegende Liebe ſo ſehr Bedürfniß geweſen wäre, als ihr. Man machte daher durch eine ihr bereitete Freude immer ſich ſelbſt

eines ihr heitrer Frohſinn riß ſelbſt den finſtern Ernſt oft mit ſich fort; und ihre zuvorkommende Liebe zwang auch kälteren Herzen Gegenliebe ab.

Als ihr Vater ſie, nach Jahr und Tag, in ihrer neuen Heimath beſuchte, lernte ſie in einem Gedicht, womit ſie ihn am andern Morgen begrüßen ſollte, mit vorzüglicher Freude die Worte auswendig:

„O, welch ein glücklich Kind bin ich!
Von Lieb' und Sorgfalt hier umgeben
wandl' ich den Pfad durchs junge Leben."

Aber bey dem wirklichen Herſagen dieſes Gedichts an dem feſtlichen Morgen überwältigte ihr Gefühl ſie ſo ſehr, daß ſie, unter hervorſtürzenden Thränen, plötzlich verſtummte, und dann

lange weinend an dem Halſe ihres gerührten Vaters hing. Doch löſte ſich dieſe tiefe Wehmuth endlich wieder in die unbefangenſte, kindlichſte Freude auf. Sie erlebte eine ganze Reihe von Feſttagen. Zu dieſen wurde auch das weiße Kleid gebraucht, und wegen der nöthig gewordenen Verlängerung deſſelben, ließ ſie die Mutter den erſten der drey Säume wieder auf, mit recht inniger Freude über das Wachſen und Gedeihen ihres Pflegekindes.

Doch war Luiſe nicht allein an ihrem Körper gewachſen, ſondern auch an Kenntniſſen und Fertigkeiten mancher Art hatte ſie, zur Freude ihres Vaters, ſehr zugenommen. Die Mutter war ſelbſt in Allem ihre Lehrerin, und ward durch den augenſcheinlichen Nutzen, den ſie ſtiftete, für ihre Mühe herrlich belohnt.

Luiſens Faſſungskraft und Wißbegierde waren von ausgezeichneter Art. Sie hatte in ſehr kurzer Zeit ſehr gut leſen gelernt, und das Leſen der Campenſchen, Löhrſchen, und andrer guten Kinderſchriften war nun ihre Lieblingsbeſchäftigung. Bey jedem Worte, das ſie nicht verſtand, bat ſie um eine Erklärung; und die Ordnung und Deutlichkeit, mit welcher ſie oft das Geleſene erzählte, bewieß eben ſo ſehr die Aufmerkſamkeit, mit welcher ſie las, als die Trefflichkeit ihres Gedächtniſſes.

So ſehr ſie unter Kindern ganz und gar Kind war, und faſt alle ihre Geſpielinnen an Unbefangenheit und Fröhlichkeit übertraf, ſo ſchmiegte ſie ſich doch auf das liebevollſte auch an Erwachſene an, die ihr mit Freundlichkeit begegneten, beſonders wenn ſie ſich die Mühe

nah-

nähmen, ihren Verſtand oder ihre Phantaſie durch Belehrungen oder Erzählungen zu beſchäftigen.

Nichts machte ſie froher und dankbarer, als wenn man ihr auf dieſe Weiſe ein Stündchen aufopferte. Sie war dabey ganz Ohr, und hing mit funkelnden Augen an dem Munde des Sprechenden. Ihr Verſtand und ihr Gefühl erſchienen bey ſolchen Veranlaſſungen auf gleicher, bewunderns- und liebenswerther Höhe; und man erwarb ſich ihre Anhänglichkeit und Liebe hiebey weit mehr und dauerhafter, als durch alles andere, wodurch man ſonſt wohl Kinder ihres Alters zu erfreuen, zu belohnen, und an ſich zu feſſeln pflegt.

Daß der Belehrende oder Erzählende hiebey nicht blos Freude bereitete, ſondern auch genoß, brauch' ich wohl kaum

hinzu zu ſetzen. Denn wenn es den Gartenfreund ſchon ergötzt, den fruchtbaren Boden, in den er ſeinen Blumenſaamen ſtreute, in möglichſter Schnelligkeit und Fülle mit den fröhlich aufſtrebenden Pflanzen, die ihm die ſchönſten Blüthen und Früchte verſprechen, geſchmückt zu ſehen: welch ein höherer Genuß iſt dann für den Jugendfreund bereitet, der das Glück hat, den Saamen ſeiner Belehrungen und Erzählungen in den edeln Boden eines ſchnell empfänglichen Verſtandes und leicht bewegten Gefühls niederzulegen, und daraus, unter ſeinen Augen, die ſchönſten Blüthen und Früchte empor wachſen zu ſehen!

Ich hatte dieſes Glück, und verdanke ihm mehrere der genußreichſten Stunden, in denen ich die überraſchendſten und erfreulichſten Blicke in dieß ed-

le, kindliche Gemüth that. Durch ſie ward zuerſt in mir der Sinn für die hohe Liebenswürdigkeit des Kindesalters geweckt, denn ſie vereinigte in ſich die ganze, bezaubernde Fülle derſelben.

Zu welchen herrlichen Hofnungen berechtigten ihre Anlagen! Welch' eine Blüthe verſprach ſolch eine Knospe! Was für einer ſchönen Zukunft ſahen ihre Pflegeltern entgegen! — Aber ein unerwarteter Sturme zerknickte dieſe edle Pflanze, und mit ihr die Freude und die Hoffnungen Aller derer, die ſie näher kannten und auf das herzlichſte liebten. — Ich kann ihre Schilderung und ihr Lob nicht vollenden, weil mein Herz mich zu gewaltſam treibt, auch meinen Schmerz hier auszuſchütten. Nur eines ihrer frohſten Feſte muß ich erſt noch erwähnen, weil die Geſchichte ihres Lieb-

lingskleides, an die ich nun einmal die ihrige knüpfen will, damit in Verbindung steht.

Dieses große Fest war ihr achter Geburtstag, zu dem alle ihre Freundinnen eingeladen waren, um sie für Fleiß und Folgsamkeit einmal recht ausgezeichnet zu belohnen. Ihre Mutter löfete bey dieser Gelegenheit den zweiten Saum des lange bey Seite gelegnen Kleides auf. Luise eröffnete darin, beim leichten Spiel einer Harfe, den kleinen Kinderball, und feierte jauchzend und tanzend den glücklichen Tag. — Der letzte Saum war nur noch übrig an dem festlichen Kleide. Auch er ward gelöst, nach etwa fünf Vierteljahren; aber es geschah unter den schmerzlichsten Thränen, denn die trostlose Mutter wollte, daß der erste ihr gegebene Schmuck auch ihr letzter sey, und

ließ ihre Leiche im Sarge damit bekleiden.

Ein böses Scharlachfieber, das in jener Zeit so manches junge Leben zerstörte, raffte auch Luisen schnell und unwiederbringlich dahin! Vergnügt, und, dem äußeren Scheine nach, ganz gesund ging sie an einem Sonntag Nachmittag, da sie erst noch einen Brief an ihren Vater geschrieben hatte, zu einigen verwandten Gespielinnen. Am Abend brachte man sie krank, mit hochglühendem Gesicht und Halsschmerzen, nach Hause getragen. Vom Morgen des Dienstags an lag sie fast ununterbrochen in Fieberphantasieen, und es fing an immer wahrscheinlicher zu werden, daß alle Bemühungen des Arztes und die sorgfältigste Pflege sie nicht würden erhalten können. Am Abend war sie

viel ruhiger, und ihre Pflegeltern, so wie auch ich, schöpften wieder die frohe ste Hoffnung. Allein zwey schnell auf einander folgende Blutstürze, welche die Kranke plötzlich gegen Mitternacht überfielen, waren die schrecklichen Boten ihres unaufhaltbaren Todes. Immer öftere und heftigere Krämpfe und Anfälle vom Steckfluß führten ihn, trotz ihrer widerstrebenden Lebenskraft, so schnell herbey, daß ich ihr des Morgens um halb zwei Uhr schon auf immer die Augen zugedrückt hatte.

Bald sind es schon zwei Jahre, seit sie im Grabe ruht; und noch heute kann ich diese Zeilen nicht ohne die schmerzlichsten Thränen schreiben! Immer noch sucht sie mein Blick auf den alten Stellen, wo ich sie neben mir sitzen, wo ich sie spielen, wo ich sie arbeiten, oder

ſchlummern ſäh! Immer noch möcht' ich ſie aufſchreien aus dem ſchrecklichen Schlafe, der ihr Ohr auf immer taub gegen die Worte meiner Liebe und meines Schmerzes gemacht hat! Die traurige Leere, welche ihr Verluſt in meinem Herzen zurückgelaſſen hat, iſt immer noch nicht ausgefüllt, und wird es auch vielleicht niemals werden? Sie war ſo geſunden Körpers und Geiſtes, ſo reines Herzens, ſo klug und gut, ſo lebhaft, fröhlich und weich, und ſie hing an mir mit ſo liebevollem Vertrauen — wie kann ich hoffen, dieſes alles, gerade ſo, in dieſer ſchönen Vereinigung, wieder zu finden!

Doch faſt fürcht' ich, das Lob ihrer trefflichen Anlagen und Eigenſchaften möchte in meinem Munde verdächtig werden, wenn ich nicht auch die Ver-

ſicherung hinzu fügte, daß ich, bey der lebhafteſten Schätzung ihres hohen Werthes, dennoch nie blind gegen ihre Fehler war. Wie tröſtlich iſt es mir, daß ich dieſe Verſicherung geben kann, ohne mich einer Verſündigung gegen den alten, rein menſchlichen Grundſatz: daß man den Todten nichts als Gutes nachſagen müſſe, zeihen zu dürfen. — Ihre Fehler gehörten theils blos ihrem Alter an, und waren daher ſehr verzeihlich; theils waren ſie mit ihrer ganzen Organiſation und der Grundlage ihrer beſten Eigenſchaften ſo eng verbunden, daß die einen faſt nicht ohne die anderen beſtehen konnten. Bey einem tieferen, durchdringenderen Blicke auf die meiſten ihrer Fehler, fand ein verſtändiger Beobachter daher mehr Grund, ſich zu freuen, als zu betrüben.

Wie wär' es möglich geweſen, daß ein Kind von dieſer Lebhaftigkeit und Reitzbarkeit ſich nicht manche Unachtſamkeit bey blos mechaniſchen Arbeiten, manche gefährliche Unvorſichtigkeit in Beziehung auf ſich oder auf Andere, und manche tadelnswerthe Aufwallung ihres Temperaments hätte ſollen zu Schulden kommen laſſen! Ohne dieſe Fehler wäre ſie nicht Kind, wäre ſie nicht dieſes lebendige, ſeelenvolle, und eben darum ſo hoffnungsvolle, liebenswürdige Kind geweſen. Und gerade aus ihren Fehlern entwickelten ſich einige ihrer herrlichſten Eigenſchaften. — Ohne ernſtliche Zurechtweiſungen und gelindere oder härtere Strafen findet keine ſittliche Bildung ſtatt. Dieſen muß jedes, von dem ſchlechteſten bis zum beſten Kinde ſich mehr oder weniger unterwerfen; doch

die Art, wie es hiebey sich benimmt, wird am deutlichsten das gute von dem schlechten unterscheiden.

Einen ernstlicheren Eifer, ihre Fehler abzulegen, und hinterher wieder zu erfreuen, wenn sie auf Augenblicke erzürnt hatte, sah ich noch bey keinem Kinde, als bey Luisen. Wie manchmal, wenn sie sich Verweise wegen Langsamkeit oder Nachlässigkeit bey ihrer Arbeit zugezogen hatte, sprang sie am folgenden Morgen, unaufgefodert, früher als sonst, aus ihrem Bette, setzte sich unbemerkt mit ihrem Strickstrumpf in einen Winkel, und stand von da nicht eher zum Frühstücken auf, als bis sie, zur Ueberraschung und Versöhnung ihrer Mutter, die Arbeit, die ihr eigentlich für den ganzen Vormittag bestimmt war, und mitunter noch mehr, vollendet hatte. Dann fun-

kelten ihre Augen ſo hell, und ſie war ſo innig vergnügt, als wenn ihr das koſtbarſte Geſchenk gemacht wäre. — Sehr ehrlich geſtand ſie ihre Fehler, ſelbſt bey der Furcht vor einer ernſtlichen Ahndung; und die Beſchuldigung, die ſie beſtimmt abläugnete, war ihr gewiß unverdienter Weiſe aufgebürdet. Dabey warf ſie nie auf Jemanden, der ſie, wegen eines begangenen Vergehens anklagte, den mindeſten Groll. Selbſt gegen Dienſtbothen, die ihr empfindliche Strafen zugezogen hatten, war ſie in der nehmlichen unglücklichen Stunde wieder ſo freundlich und vertrauenvoll, wie zuvor. Und einmal trat der wirklich rührende Fall ein, daß ſie, mitten im Erdulden einer ernſtlichen Strafe, auf einmal ſich und ihren Schmerz vergaß, nicht für ſich mehr bat, ſondern untröſtlich nur über

den Kummer der Mutter klagte, voll der zärtlichſten Angſt, daß dieſe krank werden könnte.

Wer hätte ſolch ein Kind, mit allen ſeinen kindiſchen Fehlern, nicht lieben ſollen? — Vor meinen Augen wurden ſie mehrmals die Gelegenheit zur ſchönſten Entfaltung von Luiſens innerer Güte und Trefflichkeit. Mein raſch auflodernder Unwille ging immer ſehr bald über in liebevollen Ernſt, und dieſer verwandelte ſich dann oft in das innigſte Entzücken, ſo daß meine Liebe zu ihr aus dem anfänglichen Sturme ſo einer Stunde, geſtärkt und verſchönt, wie eine hell beſonnte Landſchaft nach einem fruchtbaren Gewitterregen, hervortrat. Ich kann es nicht nacherzählen, nicht mahlen, wie herrlich ſich ihr Herz bey meinen ernſtlich-liebevollen Zurecht-

weiſungen in ſeiner ganzen, weichen, unſchuldvollen Kindheit vor mir entfaltete; wie ſie mit niedergeſchlagenen Augen, im tiefem Gefühl ihres Unrechts, erſt ſo bitterlich weinte, und dann, geſtärkt durch ihre reinen, feſten Vorſätze, und nun belebt durch die liebevolle Zuſicherung meines fortdauernden Vertrauens, ſo engelähnlich lächelte. Wie könnt' ich dies, wie ſo vieles andere, wodurch ſie mich rührte und entzückte, in ſeiner bezaubernden Schönheit, zumal auf dem beſchränkten Raume dieſer Blätter, erzählen und ſchildern! Doch die lebhafte Erinnerung daran iſt, wie der Schmerz über ihren frühen Tod, in meiner Seele unauslöſchlich.

Auch auf ihrem angſtvollen Sterbelager blieb ſie freundlich und liebevoll. Unvergeßlich iſt mir der Ton, mit wel-

chem ſie mich in der Nacht vor ihrem Tode, bey ihr zu bleiben, bat. Eine zärtliche Verſicherung der Liebe zu ihrer Mutter war faſt das letzte, was ſie mit Bewußtſeyn ſprach. Und ſelbſt in den verſtorrenen Aeußerungen ihrer Fieberphantaſieen leuchtete hier und da ein bedeutender Sinn hervor. Oft blickte dabey, faſt ununterbrochen, auf das freundlichſte lächelnd, nach der Decke des Zimmers, nannte bald ihre verſtorbene Mutter, bald den Nahmen eines ihr nahen Kindes, das wenige Wochen nach ihr ſtarb, und nickte und liſpelte, wie in einem recht vertraulichen Geſpräche, immer nach der Höhe hinauf. — Einmal erinnerte ſie mich ſogar ganz beſtimmt an eine kleine Leichenrede, die ich ihr, etwa drey Jahr vorher, auf ihr Bitten, hielt. Ich mußte ihr damals

umſtändlich beſchreiben, was mit ihr vorginge, wenn ſie einſt ſtürbe. Sie ſaß dabey neben mir auf dem Sopha, hatte ihren Kopf auf meinen Schooß gelegt, und hörte mir ſtill und aufmerkſam mit geſchloſſenen Augen zu. Als ich aber den Schmerz und die Klagen ihrer Pflegemutter zu ſchildern anfing, brach ſie plötzlich in ein ſo heftiges Weinen aus, und bat mich ſo angſtvoll, aufzuhören, daß ich es nie wieder wagte, auf eine ähnliche Weiſe ihr Gefühl zu reitzen.

Nur zu bald geſchah alles, was ich damals ſpielend vorher ſagte. Wie die weiße Roſe auf ihrer Bruſt, lag ſie da, in ihrem ſonſtigen Feſtkleide; und troſtlos ſtanden wir an ihrem Sarge und rühmten ihre Tugenden, und klagten das

Schickſal wegen ſeiner kalten Grauſamkeit an.

Aber fruchtlos waren unſre Klagen! Der freundlich ſchlummernde Engel ſchlug ſeine Augen nicht wieder zum Leben auf! —

Die Menſchheit iſt ein großer Garten, der täglich Pflanzen gewinnt und verliert. Denn zwey Gehülfen hat der unſichtbare Gärtner, von denen der Eine unaufhörlich baut, und der Andere unaufhörlich zerſtört. In üppiger Fülle entwickelt ſich da und dort, ungeſtört ein Giftgewächs; unnütz ſcheinendes Unkraut wuchert ungeſtört faſt überall; und von den edeln, hier und da aufſtrebenden Pflanzen wird oft die edelſte, noch eh' ſie ihre Blüthen hervortreiben konnte, aus dem Boden geriſſen. Dann ſtehen ihre Freunde traurend im Kreiſe, und fragen

gen und tadeln in ihrem Schmerz: „Warum iſt uns die Liebliche geraubt? Iſt es wohl gut, iſt es wohl weiſe, ſo früh ſchon eine ſo edle Pflanze aus dem Boden zu reißen? Was hat ſie, was haben wir verbrochen, daß ſie von uns ſo grauſam getrennt wird?!"

Der trübe Blick der Frager iſt beſchränkt; ſie ſehen nur die Gegenwart, und ſich, und ihre nächſte Umgebung. Aber höherhaben überſchaut der große Gärtner das Ganze, und läßt, nach großen, unergründlichen Planen, ſeinen zerſtörenden Engel walten, vielleicht um für einen ſchöneren Garten in dieſem irdiſchen die Pflanzen auszuziehen; und die einzelnen Schmerzen verlieren ſich wie einzelne, trübe Tropfen, die in ein unabſehbares, glänzendes Meer fallen.

VII.

Umriſſe von Detmold

und

ſeinen nächſten Umgebungen.

Kommentar zu dem Dedikazionsblatte.

Es wäre mir ganz und gar nicht recht, wenn ich das Dedikazionsexemplar dieſes Buchs, in welches ſich, meines Erachtens, höchſtens dritthalb tauſend Menſchen — denn mehr wohnen in Detmold wohl nicht — zu theilen haben, auf der ordinären Poſt dahin ſchicken müßte. Theils bin ich zu ängſtlich dazu, ein ſol-

ches Pretiosum dem und jenem Postillon zwischen der Saale und der Weser, der etwas ganz anderes, als Saal- oder Weser-Wasser zu trinken liebt, auf gutes Glück anzuvertrauen, theils wünscht' ich auch sehr, manchen recht herzlichen Gruß mit zu schicken, bey dem Ton und Blick und Händedruck fast die Hauptsache sind, und der daher in einem Briefe unmöglich so ausfallen kann, als ich wünsche.

Ich will mich daher hier, noch vor dem Schlusse des Buchs, gleich nach einer bessern Gelegenheit, es nach Detmold zu befördern umthun; und für den, bis jetzt noch unbekannten, Freund, der meinen Wunsch etwa erfüllen möchte, will ich mit einigen flüchtigen Umrissen die Stadt nebst ihren Umgebungen auf diese letzten Blätter zeichnen; nicht sowohl

zum Wegweiser für den Fremdling jenseit der Weser, als vielmehr zu seiner Ueberzeugung, daß er nicht allein mir, sondern auch sich selbst einen recht grossen Dienst erweist, wenn er sich zu der Reise nach jenem freundlichen und friedlichen Bethlehem entschließt.

Nur muß er kein stolzer Berliner seyn, der gleich am Thore die größten Aufmerksamkeiten von einem Officier und einem Visitator erwartet. All solche Ehrenbezeugungen und Höflichkeiten ist an den Thoren von Detmold nicht zu denken. Da interessirt man sich weder für die Person, noch für die Kleider und die Wäsche des Reisenden, sondern läßt es ruhig darauf ankommen, ob und was er für einen Charakter, und wie viel oder wenig Gepäck er habe.

Man thut aber unrecht, wenn man, wegen dieſer anſcheinenden Gleichgültigkeit, das Kind gleich mit dem Bade verſchüttet, alle Einwohner der Stadt nun für unaufmerkſam und unhöflich hält, und — geſetzt man kommt von Barrentrup her — vom Lemgo'ſchen Thore an in gerader Richtung, länger als ein Vaterunſer dauert, fortrennt, ohne ſich um ein Haus, oder um einen Menſchen zu bekümmern. — Auf dieſe Art kommt einem die gute Stadt unter den Händen und Füßen weg, und man hat das Hornſche Thor im Rücken, man weiß nicht, wie. Die Neuſtadt, an der man das Verſäumte nun etwa nachzuholen denkt, iſt recht dazu gemacht, einen ſolchen Ausreißer zu beſtrafen; nicht etwa weil ſie ein berliniſches oder gar londonſches Labyrinth iſt, das ihn um

Beſinnung, Athem und Kräfte bringt, ſondern weil ſie ihn nach einigen Dutzend Schritten ſchon im Stiche läßt, indem ſie da, wo ſie am hübſcheſten wird, und man glaubt, daß ſie erſt recht angehen werde, auf das unerwarteſte aufhört.

Mit dem vornehmen Herrn aber, der hierüber böſe würde, und ſich dafür nicht auf andere Weiſe entſchädigt ſähe, möcht' ich weder in Scherz noch Ernſt etwas zu thun haben. Die Neuſtadt iſt ein ſchalkhafter Wegweiſer in einen großen, romantiſchen Park, darum beſteht ſie nur aus einer einzigen geraden Zeile von Häuſern, und lacht ſo freundlich und hell aus ihren grünen Umgebungen hervor, wie ein anſpruchloſes, aber heiteres Mädchen aus einer dichten und traulichen Laube.

Man geht da recht aus einer freundlichen und traulichen Geſellſchaft in die andere. Schlägt man ſich nehmlich aus der herrlichen Lindenallee, zwiſchen den Gärten zur rechten und dem Kanal der Neuſtadt zur linken Hand, am Ende der letzten ein wenig nach dieſer hinüber, ſo umfangen einen ſogleich die grünen Laubgewölbe des Büch- oder vielmehr Buchenberges, und man befindet ſich auf einmal in den Umgebungen einer idylliſch-ſchönen Natur. — Auf einem gut gebahnten, ſchattigen Wege, am Fuße des Buchenberges, überſieht man rechts ein kleines, liebliches Thal, das ringsumher faſt ganz von höheren und niedrigeren Waldbergen umſchloſſen iſt. Am Ende deſſelben, nach der Stadt hin, ſteht eine Mühle, die das Flüßchen auffängt, das ſich in dem grünen Teppich

des Thales herunterſchlängelt, und dann ſchäumend und brauſend in den Kanal hinabſtürzt, wie ein junger, ſtiller Menſch vom Lande, der in der Stadt auf einmal ein Wildfang wird, und einen tollen Streich nach dem andern macht, bis er ſich, beſchämt und belehrt, wieder davon ſchleicht. — Uebrigens beſteht das Thal aus einer einzigen, fruchtbaren Wieſe, welche nur in der Mitte von einer quer hindurch laufenden Chauſſee, an der ein Häuschen und zwei Reihen von Pappeln ſtehen, unterbrochen wird. Für gewöhnlich liegt ſie ſo glatt und eben da, wie ein ſtiller, hellgrüner See; aber zur Zeit der Heuernte wird ſie auf einmal ein großer Theaterteppich, auf welchem das lachendſte, ländliche Schauſpiel zu ſehen iſt, das ſich in den reizendſten Gruppen, umgeben von den

mahlerischen Berg- und Waldkulissen, hin und her bewegt. Wenn man auch den schönsten Spatziergang in der Ferne noch vor sich hat, so will man doch immer nachbey diesem freundlichen Bilde verweilen, und trennt sich nur ungern, und so lange, als möglich, noch rückwärts sehend, von ihm.

Doch es ist wohl der Mühe werth, daß man sich endlich losreißt. Mit Vergnügen irrt man in den Schlangenwegen des Buchenberges ein halbes Stündchen auf und ab. Offne Rasenplätze, dichtumlaubte Baumgänge, bald den Anblick einer Grotte, eines Hauses, oder eines Teiches, bald eine unerwartete Aussicht durch die dunkeln Baumzweige in das lachende Thal hinunter, oder jenseit desselben auf mahlerisch zerstreute Hüttchen an dem Abhange des höchsten

Waldberges, der majestätischen Gedenburg, bietet einen immer abwechselnden Genuß.

Und weiter links hebt sich der Buchenhain immer höher, und thut so feierlich und ernsthaft, wie ein alter Einsiedler, der mit der ganzen übrigen Welt nichts zu thun haben will. Aber seine fröhlichen Kinder, die Vögel, gaukeln unaufhörlich um seine Stirn, und singen die lustigsten Melodien, ohne sich um seinen feierlichen Ernst zu bekümmern. Und auf einmal ertappt man auch ihn selbst auf den allerweltlichsten Gedanken; denn man wird endlich gewahr, daß er sich nur darum so hoch an dem Berge hinaufstreckt, um sich recht weit in seinem freundlichen Vaterlande umsehen zu können, und desto freier die warmen Sonnenstrahlen und die kühlenden Mor-

gen- und Abendwinde in ſeinen Locken ſpielen zu laſſen.

Darin kann man ihm aber herrlich den Rang ablaufen, wenn es einem nicht auf einige hundert Schritte, in das offene Feld über ihn hinaus, ankommt. Da hat man auf dem Königsberge nicht nur Luft und Sonne noch viel freier zu genießen, ſondern auch eine viel weitere, ſchönere Ausſicht, rückwärts über die Stadt, zu beiden Seiten über eine Menge bergauf und bergab ſteigender Felder, Wieſen und Wälder; und weiter vorwärts beſonders über das liebliche Dorf Heiligenkirchen, das aus dem gekrümmten, freundlichen Thale, wo es ſich eigentlich gelagert hat, ſeine Heerde von traulichen Hüttchen an dem gegenüber liegenden Berge immer höher und kecker hinauf nach dem Walde zu

ſteigen läßt. Wenn ich ein Einwohner von Detmold wäre, und hätte einen recht artigen Pavillon übrig, ſo ſetzte ich ihn auf den Königsberg, und mich hinein, und meine Freunde um mich her, und wenn dieſe mich verlaſſen hätten, mein Schreibzeug vor mir auf den Tiſch. Ich glaube gewiß, dort könnte ich endlich leben und ſchreiben, wie ich es mir lange gewünſcht habe; denn Ohr und Auge, und durch dieſe Herz und Geiſt und Phantaſie, hätten da, jedes in ſeiner Art, herrliche Nahrung, und ich würde dabey ein Virtuos in der Proſa des häuslichen Stillſitzens und in der Poeſie des ſchriftſtelleriſchen Umherflie-gens.

Aber den Fremdling mit dem Dedikationsexemplare des Buches, welches ſich mit dieſer Beſchreibung ſchließt, darf

ich nicht auf dem Königsberge ſitzen laſſen; denn ſchwerlich ſitzt er da gleich in ſo guter Geſellſchaft, als ich einmal, glücklicher Weiſe, da ſaß. Auch hab' ich ihn noch auf manches andere Schöne und Gute um und in Detmold aufmerkſam zu machen. Ich weiſe ihn alſo den Berg hinunter, ſchräg durch das Thal von Heiligenkirchen, und dann den höchſten Berg der Gegend, die Grotenburg, hinauf.

Keinen glatten, ſandbeſtreuten Parkweg giebt es hier, ſondern höchſtens die kaum lesbare Vorſchrift eines Fußſteiges; erſt durch den Lieblingsſchmuck der Wälder, die ſchwankenden Federn der Farrenkräuter, dann dicht durch das dichte Geſtrüpp der Heidelbeeren, womit die Natur hier ſo reichlich für den ſchmachtenden Wanderer offne Tafel hält. Ueber

tauſend bemoos'ten, grauen Säulen ſchwebt das grüne Buchenlaubgewölbe rings um den Berg, und hüllt den Wanderer lange in ſeine ſchweigende Umſchattung, und hält ihn gefangen bis zu dem kahlen Scheitel des Berges, wie ein ſinnvoller Freund, der einem, zu deſto größerer Ueberraſchung, bis zu dem Augenblick eines höchſt erfreulichen Anblicks, die Augen, verbindet, und unterdeſſen recht ernſthaft unterhält.

Oben auf einer ausgehauenen Stelle des Waldes erhält man endlich, für ſein mühevolles Ausharren, einen reichlichen, herrlichen Lohn. Da iſt die Binde auf einmal abgeriſſen von den Augen, und man überſieht, in meilenweiter Ausdehnung, ein höchſt mahleriſch geformtes und gefärbtes Landſchaftsſtück. Nach Süden hinüber blickt man noch in

naſſe, kräftige Waldberge, in welchen romantiſche Pfade ſich aus der Tiefe finſterer Schluchten in kühnen Windungen hinauf zu der ſteilen Höhe ziehen. Von hier aus läuft eine Gebirgskette nach Weſten hinüber, wie ein wellenſchlagendes Meer, das ſich allmählich in Himmelsglanz und Abendſonnenglut verliert. Wie ein ruhiger See ſchimmert links, gegen das Ende derſelben, ein Stück der ſandigen Senne aus weiter Ferne herüber; aber zur Rechten, in einem weiten Umkreiſe, lachen Fruchtbarkeit und mannichfaltige Schönheit in den abwechſelndſten Formen- und Farbenſpiele den Blicken des entzückten Beſchauers entgegen. Unwillkührlich breitet man ſeine Arme aus, und wünſcht, wie ein Vogel, mit leicht bewegten Schwingen über der herrlichen Land-

ſchaft hinſchweifen zu können, um die freundlichen Thäler, die ſich hinter den ernſthaften Bergen verſtecken, und die geſegneten Dörfer, die mit ihren Kirchthurmſpitzen aus der Ferne herüber winken, näher zu belauſchen und zu betrachten, und gleich einer jauchzenden Lerche vor allen Luſt zu ſingen: „O wunder ſchön iſt Gottes Erde!“

Doch die Arme werden, trotz der gewaltigſten Sehnſucht, nicht zu Flügeln, und man muß ſich endlich entſchließen, ſo ungern man ſich auch von dem ſchönen Standpunkte trennt, wieder herab zu gehen. — Kehrt man ſich nun nach der Mittagsſeite, ſo gelangt man bald an eine zweite ausgehauene Stelle des Waldes, die gerade aus und zur Rechten, gegen Morgen, die Fortſetzung des oben bewunderten Gemäldes darbietet.

bietet. Nun iſt zwar ſchon ein gutes Stück wieder hinunter geſtiegen, allein wie hoch man immer noch ſtehe, ſieht man aus der Kleinheit, in welcher einem, etwas ſeitwärts, am Fuße des Berges, das grüne Wieſenthal mit ſeinem angränzenden Buchenberge und darüber hinaus die Stadt erſcheint. Auch der Königsberg iſt zu einem, kaum aufzufindenden, Hügel zuſammengedrückt, über welchen der Blick hoch hinaus ſchweift; denn unzählbar ſtehen weit umher die Hügel und Berge, mit lachenden Fruchtfeldern oder ernſten Gebüſchen und Waldungen bedeckt. Als ob ſie alle auf einander eiferſüchtig wären, drängt ſich einer dem andern vor, hebt ſich einer über den andern hinweg, ſucht jeder auf eine eigenthümliche Weiſe, durch Lieblichkeit oder Majeſtät ſeiner Geſtalt, und durch den

Farbenreiz ſeines hellen oder dunkeln Sommerkleides, die Blicke auf ſich zu ziehen. Sie ſtehen faſt da, wie die ſchalkhaft und ſchmachtend und eiferſüchtig und ſchüchtern liebäugelnden Mädchen eines vollgedrängten Harems, unter welche ein Sultan, mit ſeinem ſeidenen Tuche in der Hand, tritt.

In welch ein endloſes Umherſchweifen geriethe man, wollte man allen dieſen Lockungen folgen, und alle die Hügel und Berge beſteigen, die einem hier, aus meilenweiten Entfernungen, zuwinken! Wo nähme ein flüchtiger Wanderer die Zeit dazu her? Alſo Verzicht gethan auf dieſen vielfachen Genuß, und ſchnell auch losgeriſſen von dem feſſelnden Boden dieſer Höhe, die einen ſo reitzenden Anblick gewährt!

Man muß ſich aufs neue in die ſchauerliche Halle des Waldes begeben, und tiefer und immer tiefer hinab ſchreiten oder ſpringen. An dem Abhange des Berges, wo er weniger ſteil nach dem Thale hinunter läuft, iſt man endlich wieder unter freiem Himmel, zwiſchen den zerſtreuten Häuſern und Gärten des Dorfes Hiddeſen, über deſſen mahleriſche Lage man ſich ſchon am Fuße des Buchenberges freute. Von da kann man gerade hinunter ſteigen, über die Chauſſee hinweg, die aus dem grünen Thale kommt, und dann gleich wieder den gegen über liegenden, mäßigen Berg hinauf, der, rechts in ſeiner Abſenkung gegen das Thal, abwechſelnd mit Gebüſch, mit Gartenland und mit kleinen Wieſenflecken geſchmückt iſt. Wer Zeit und Luſt zu dem Verſuche hat, kann

hier, auf einer Stelle, in dem Raume, den der ausgestreckte Arm umschreibt, mehr als zwanzig verschiedene, blühende Blumen pflücken, die ohne Wartung und Pflege im Grase wachsen, und, unschuldigen Kindern gleich, kein Wort davon wissen, wie schön sie sind, und nichts verlangen, als ein paar Tropfen Regen oder Thau und einen Sonnenstrahl zu ihrer Erhaltung, und dann und wann zum Spielen den sanften Flügelschlag eines Zephyrs. — Ein wahres Sybaritenleben führt man auf dieser Stelle, wenn man anders die Fähigkeit besitzt, in ganz verschiedenen Genüssen zu einer und der nehmlichen Zeit zu schwelgen. Denn während man, nach einer ermüdenden Wanderschaft, das Wohlgefühl des Ausruhens auf diesem weichen, bunten Teppich in vollem Maaße

genießt, und den milden, frischen Duft der gepflückten Blüthen und umher stehenden Kräuter mit jedem Athemzuge einschlürft, hört man unter sich das Klappern der fleißigen Mühle und das Rauschen des niederstürzenden Flüßchens, und übersieht das grüne Wiesenthal mit den traulichen Umgebungen der Waldberge, die sich hier zu einem eingeschloßnen, aber höchst angenehmen Bilde vereinigen.

Von da darf man nur noch eine kleine Strecke über den offenen Rücken des Berges gehen, so kommt man an den nördlichen Abhang desselben, welcher der Weinberg heißt, und welchem man nachrühmen kann, daß er — Wein-Reben und Trauben ausgenommen — alles mögliche hat, was man nur von einem Weinberge verlangen kann.

Hier steht man wieder plötzlich still, von einem überraschenden Anblicke gefeſſelt. In ihrer ganzen Herrlichkeit übersieht man nehmlich die kleine, freundliche Stadt, die mit dem fürstlichen Schloſſe am Ende derſelben, einer ruhig gelagerten Heerde von Lämmern gleicht, die ihr guter Hirt ſorgſam und liebreich bewacht. Die ſchöne Allee, von der ſie in einem halben, und die Menge kleiner Gärten, von denen ſie in einem ganzen Kreiſe umgeben iſt, bilden die traulichen Horden der Heerde; und die kleinen Gartenhäuschen gleichen ſpielenden Flüchtlingen, die durch die Lücken der Horden geſprungen ſind, um ſich freier nach der großen Weide des Bruchs und dem Amphitheater von Bergen, die das ganze Thal einſchließen, umſehen; oder

auch nur, mit im Grünen ein wenig naschen zu können.

Wäre man vorher auch noch so übermüthig durch die kleine Stadt gerennt, so erwacht in einem doch jetzt, auf dieser Stelle, gewiß sehr lebhaft das Verlangen, dahin zurück zu kehren, um zu sehen, was für ein Geist wohl auf den Menschen ruht, die einer so freundlichen Natur im Schooße ruhn.

Nach ein paar Minuten ist man schon wieder in der schönen Allee an der Neustadt, die mit der sogenannten Burg beginnt; welche aber, weder von außen noch innen, einer Burg gleicht, sondern ein freundlicher Wohnsitz ächter Menschlichkeit ist, die auf der schönsten Höhe sittlicher und geistiger Bildung steht. Wer auch nur wenige Blicke in das Innere dieser Burg gethan hat, fühlt sich

mild und freundlich angesprochen von dem Geiste, der in derselben waltet, und geht ihr nie vorüber, ohne sein Herz von huldigender Ehrfurcht und wohlthuendem Glauben an weibliche Hoheit sanft erwärmt zu fühlen.

..... Doch der fremde Wanderer, der in dieser Burg nichts sieht, als ein gut gebautes Haus, wendet ohne Zweifel, nach kurzem Betrachten, seine Blicke wieder kalt und ruhig davon ab, und nach der freien, linken Seite hinüber. Und hiebey kann es ihm leicht begegnen, daß er zur Rechten das nahe Hornsche und bald darauf auch das Bruch-Thor gar nicht bemerkt, sondern der Leitung der Allee über den Wall hinweg in süßer Vergessenheit folgt. Denn erstens wird er auf diesem Walle gewiß durch keinen Kanonenschuß erschreckt und verscheucht;

ja nicht einmal durch eine drohende Kanonen mündung; nicht etwa, weil ein Kanonier die Mündung mit seinem Hute zuhält, sondern weil überhaupt gar keine Kanone aufgepflanzt ist; — und zweitens vereinigen sich die vielen kleinen Gärten zur Linken zu einem wahren, grossen Irrgarten, von dem das Auge den Rückweg gar nicht finden kann.

Nicht zwischen hohe Mauern oder häßliche Lehmwände hat man hier sein kleines Eigenthum versteckt, sondern nur frische, grüne Hecken bezeichnen die Gränzen, und sind größtentheils so niedrig, daß der Nachbarn die Hände darüber hinweg einander zureichen können. Ja, hier und da würde es sogar ein Leichtes seyn, darüber hinweg zu springen, wie über Roms erste Mauer; und kein Nachbar oder Bruder würde hier den

andern todt ſchlagen für das ſcherzende Kunſtſtück.

Und ſo wenig dieſe friedlichen Gärtner von alt-römiſchem Zorne und Stolze wiſſen, ſo wenig prunken auch ihre Gärten mit holländiſcher oder engliſcher Kunſt. Wozu wären dieſe hier auch wohl nöthig? In dieſem großen Natur-Parke wäre die Gartenkunſt gar zu ſehr in Gefahr, als eine kleinliche, lächerliche Nachafferei zu erſcheinen. Man findet in dieſen Gärten und Gärtchen alſo nichts, als Gemüſe und Fruchtbäume, und Fruchtbäume und Gemüſe, und wo es etwas hoch hergehen ſoll, einige Blumen zu einem Sontagsſtrauße für Weib und Töchter, einige Johannis- und Stachelbeerſträucher zum Naſchen für Kinder oder Kindeskinder, und eine Laube oder ein kleines Häus-

chen, zum Schutze gegen die Mittags-ſonne, oder einen überraſchenden Re-genſchauer.

Und dennoch gewähren dieſe an-ſpruchloſen, kleinen Gärten einen ſehr erfreulichen Anblick; denn ſie bilden in dem großen Natur-Parke, der ſie um-giebt, eine eigne, ökonomiſche Partie, die ein freundliches Sinnbild des menſch-lichen Fleißes und der Segenfülle der mütterlichen Erde iſt.

Doch von dieſer ruhigen, erfreuli-chen Betrachtung wird man unerwartet zu einer ſehr ernſthaften hinüber gelei-tet, wenn man in der Mitte zwiſchen dieſen heitern Gärten auf einmal einen umzäunten Raum voll grüner Grabhü-gel erblickt, auf denen hier und da ein größeres oder kleineres Erinnerungs-mahl ſteht. Wie in einem ſchönen, hei-

teren Liebe von einer unerwarteten, rührenden Stelle überraſcht und ergriffen, blickt der Fremdling ſinnend nach dem heiligen Boden hinüber, wo der bittre Schmerz und der lange Kummer endlich bewußtlos ruhn, wo die traurende Liebe die aufſprießenden Blumen mit dem Thau ſtiller Thränen benetzt, und die fromme Hoffnung, mit gen Himmel lächelnden Blicken, ſich auf ihren Anker ſtützt. — Dieſe geweihte, ernſte Stätte, die gewöhnlich ein finſterer Schauer umweht, liegt hier ſo offen, ſo leicht und grün umgränzt, wie die nachbarlichen Gärten, daß man durch ihren Anblick gar nicht erſchreckt, ſondern nur überraſcht wird. Man ſieht in ihr nur einen Garten anderer Art, in deſſen geweihte Erde ſchlafende Menſchen, als Samen für eine höhere Welt, eingeſenkt

werden. Hier, oder nirgends, denkt man ſich den Tod als einen ſchönen, vom Himmel geſendeten Engel; und man fühlt ſein Herz wohlthätig ergriffen und empor gehoben, wie in den frömmſten, heiligſten Stunden des Lebens.

Man wird aus ſeinem ernſten Traume endlich durch den Anblick einer, rechts befindlichen, ruhigen Waſſerfläche geweckt, welche die hintere Seite des fürſtlichen Schloſſes umſpült. Das Schloß ſelbſt zeichnet ſich weder durch ſchöne Bauart, noch durch ungewöhnliche Größe aus; aber auch der Fremdling weiß es ſchon, was für eine Fürſtin darin wohnet, und er ſieht daher mit einer ungleich froheren Empfindung danach hin, als nach dem meiſten, noch ſo großen und prächtigen Schlöſſern. Nichts verräth hier weiter die Nähe

einer Fürstin; aber wohl erräth man, bey einem Blick nach dem Gebüsch, welches die alte Schloßmauer umgiebt, daß eine liebende Mutter hinter denselben auf die Freude geliebter Kinder sinnt. Ein kleines, zum Kinderspiel in das Gebüsch gestelltes Häuschen giebt diesen erfreulichen Fingerzeig. Dieser wird die erste Veranlassung zu mancher nachherigen, theilnehmenden Frage, durch welche man erfährt, daß auch Fürstenkinder hier erst ganz Kinder seyn dürfen; um sie desto sicherer, nicht allein zu Prinzen, sondern auch zu Menschen zu bilden; und die Wahrheit dieser Versicherungen recht angenehm durch den Augenschein bestätigt zu sehen, kann man sehr leicht die erwünschte Gelegenheit finden.

Wer könnte es nun wohl lassen, sich, am Ende des Wasserspiegels, rechts zu wenden, um auf den Schloßplatz zu kommen? — Gothisch düster und unregelmäßig ist die Seite des Haupteinganges zum Schlosse; aber gerade und heiter, wenn gleich nicht symmetrisch, die darauf folgende, nach der Stadt hin gekehrte Seite desselben. Statt architektonischer Zierrathen, ranken sich hier hohe Weinreben zwischen den Fenstern hinauf, um einen ganz vergessen zu machen, daß man ein Fürstenschloß sieht; und statt steinerner Wapenrosen, grünt und blühet am Fuße der Ringmauer ein ganzer Garten voll schönerer Rosen in allen Farben und Formen, um an zu deuten, daß ein milder, weiblicher Schutzgeist von hier aus seine Se-

gen bringenden Blicke auf das freundliche Städtchen wirft.

Wer durch dieses vorher auch noch so hoffärtig und spöttisch hindurch lief, kehrt nach einem solchen Spatziergange, wo die Ueberraschungen sich, wie an dem gefeiertsten Geburtstage, gejagt haben, in einer ganz anderen Stimmung dahin zurück. Er sieht sich nun, ohne Trotz und Vorurtheil, nach Allem um: nach den Häusern, nach den breiten Steinplatten für die Fußgänger, nach den kleinen Posaunenengeln auf den Armen der Mütter und Ammen, und nach den anderen gutmüthigen Menschen an Fenstern und Thüren; und er überzeugt sich nun, daß sie Alle bereit sind, ihn freundlich zu grüßen und zurecht zu weisen; und er faßt nach gerade den Muth,

eine

eine Wette darauf einzugehen, daß weder Herrin noch Magd davon laufen, oder die Ohren zuhalten würden, wenn er ihnen sagte, wer er sey, woher er komme, und was er eigentlich hier wolle. — Sehr bald dringt sich ihm die Bemerkung auf, daß man sich hier, auch ohne Grundriß der Stadt und ohne Nahmentäfelchen an den Straßenecken, sehr bald orientiren und zurecht finden lerne, und daß der Luxus mit architektonischen Zierräthen an den Detmoldischen Privat-Häusern eben nicht überhäuft sey; wahrscheinlich, um die imponirende Auszeichnung des Rathhauses in Ehren zu erhalten, als welches mit dem einen Theile seiner oberen Etage auf mehr als mannshohen Säulen ruht wie ein kleiner, etwas zu breiter Bürger-

meiſter auf ſeinen kurzen, etwas geſchwollenen Beinen.

Nach Antiken- und Naturalien-Sammlungen und grünen Gewölben fragt man in der Stadt vergeblich, denn dieſe giebt es nur vor den Thoren derſelben, in dem großen Tempel der Natur. Aber ein Kunſtkabinet, eine Singakademie, und manches recht ſchöne Gemälde giebt es in Detmold ſelbſt zu ſehen, und zwar in einem und dem nehmlichen Hauſe, in welchem auch die Pflanzſchule der Landſchullehrer und der Zufluchtsort für Hülfsbedürftige aller Art iſt.

Der höchſt achtungswerthe Mann, welcher an der Spitze der hier vereinigten Anſtalten ſteht, iſt für den Fremdling ein ſehr gefälliger und belehrender Führer. Mit ſteigender Wärme im Her-

zeh geht man an seiner Seite von Zimmer zu Zimmer, und stimmt immer lauter in das Lob der edeln Fürstin, die sich hier schönere Denkmahle, als sie die Hand des geschicktesten Künstlers zu bilden vermag, durch eine höchst weise und zweckmäßig geleitete Wohlthätigkeit gestiftet hat. — Für Schwelgerei und Faulheit ist hier kein Tisch gedeckt und kein Bette bereitet; aber die Lernbegierde findet hier Unterricht, der Arbeitlose findet Arbeit, der Frierende findet ein erwärmtes Zimmer, der Hungrige findet gute Rumfordsche Suppe, der hülflose Kranke findet Heilmittel und Pflege. Arme Knaben und Mädchen, deren Schicksal sonst vielleicht, durch Verwahrlosung an Leib und Seele, das allertraurigste würde, werden hier gespeist, gekleidet, und durch Unterricht und Anhalten zum

Erwerbfleiß, zu nützlichen Menschen gebildet. Außer ihren Schul- und Erholungsstunden, werden sie im Spinnen und Stricken unterrichtet. Wenn sie gemeinschaftlich hiebey ein gutes Lied aus dem Mildheimischen Liederbuche anstimmen, so hört man eine Singakademie, die zwar weniger Kunstentzückung als die bewundernswerthe, berlinische erregt, aber in ihrer Art doch auch einer sehr ehrenvollen Erwähnung werth ist. Und die Kammer, in welcher die Vorräthe des Erwerbfleißes dieser strickenden und singenden Akademiker aufbewahrt werden, erweckt ein dauernderes Interesse, als manches kostbare Kunst- und Künsteleien-Kabinet, vor welchem dieses Detmoldische noch den Vorzug hat, daß man Sachen, die einem darin gefallen, für einen mäßigen Preis er-

kaufen kann; zum Beiſpiel wollene und baumwollene, geſtrickte Röckchen und Käppchen mit bunten Kanten, worin hübſche Kinder, wer weiß wie hübſch, ausſehen.

Außerdem werden auch noch eine Menge der ſchätzenswertheſten Kleinodien der Stadt, die Hälfte des Jahres hindurch, in dieſem Hauſe ſorgfältig aufbewahrt. Ich verſtehe hierunter die kleinen, Wartung und Aufſicht bedürfenden Kinder, welche, zur Zeit der Feldarbeiten, hier vom Morgen bis zum Abend gegen Langeweile und Unfälle, und gegen Hunger und Durſt ſorgfältig geſchützt werden, damit die Eltern derſelben unterdeſſen ungeſtört und unbekümmert ihrem Erwerb nachgehen können. — Wenn dieſe größten Schätze zärtlicher Mütter, an jedem Morgen,

ſobald man ſie in dies Haus gebracht hat, gewaſchen, gekämmt und vom Kopf bis zu den Füßen reinlich gekleidet werden — wenn ſie dann in einem geräumigen Zimmer, oder in dem offnen Garten am Hauſe, umher laufen und ſpringen und ſpielen — wenn ſie an ihrem niedrigen Tiſche dann, wohlgemuth, in geſunder Koſt ihren Hunger ſtillen — und zwar dieſes alles immer unter der Aufſicht einer der vierzehn edeln Frauen und Mädchen der Stadt, welche ſich hiezu anheiſchig gemacht haben — ſind das nicht Bilder, weit ſchöner und herzergreifender, als man ſie von den Albáno's und Raphael's gemahlt ſieht? —

Gewiß geht der Fremdling, wenn er an Geiſt und Herz nicht gänzlich verwahrloſt iſt, mit dem wohlthuenden Gefühle freudiger Rührung und Ehrfurcht

aus diesem segenreichen Tempel der schönsten Menschenfreundlichkeit hinweg. — Damit er recht bald in ein empfängliches Gemüth seine warmen Gefühle ausschütten könne, weise ich ihn in eine der nächsten Thüren, welche der Eingang zu dem Gymnasium ist. Da wohnt in einem kleinen Hause, der erste meiner Detmoldschen Freunde. Diesem eben soll er das Dedikazions-exemplar überreichen, und mit warmem Kuß und Händedruck den Gruß der Freundschaft von mir bringen. Diesem überlasse er sich dann als seinem Führer zu den nächsten Freunden und Freundinnen desselben; und er wird sich mit steigender Freude überzeugen, daß in diesem kleinen Städtchen, in diesen kleinen, altmodisch gebauten Häusern verhältnißmäßig weit mehr Tugend und Sinn für das Gute, und eine weit ächtere

Bildung einheimisch ist, als in vielen, weit größeren und schöneren und berühmteren Städten.

Es dürfte, bey einer vollständigen Charakteristik der Einwohner, gewiß nicht übersehen werden, wie fleißig sie, von der Fürstin bis zum Allmosengenossen, ihre Kirchen besuchen, und daß man in so vielen Zimmern ein Christusbild aufgehängt sieht; aber man würde einen lächerlichen Fehlschluß machen, wenn man daraus auf herrschende Andächtelei und frömmelnde Zurückgezogenheit schließen wollte. Wer diesen Argwohn haben könnte, dem will ich erzählen, was für unvergeßlich schöne Stunden mir die gutmüthigste Gastfreundschaft und die ungezwungenste Geselligkeit und Fröhlichkeit dort bereitet haben.

Und eben darum wird es einem, je länger man bleibt, deſto ſchwerer, ſich von dieſer kleinen, heitern Stadt zu trennen. — So weit man ſie noch ſehen kann, auf dem auf und abſteigenden Wege, der ſo häufig mit wilden Roſen und Jelängerjelieber-Ranken geſchmückt iſt, blickt man noch freudig nach ihr zurück. In weiter Ferne ſegnet man ſie noch mit allen ihren guten Menſchen, die man kennen lernte, oder auch nicht kennen lernte; und, in Ermangelung eines beſſeren Zeichens ſeiner freundſchaftlichſten Geſinnungen, dedizirt man ihnen Allen wohl gar ſein nächſtes, halb ernſthaftes und halb ſcherzhaftes Buch.

Verbeſſerungen.

Seite 168 Zeile 14 leſe man Male ſtatt Ma.
— 183 — 10 l. m. ihn ſt. ihm.
— 197 — 10 l. m. bedeckten ſt. bedecken.
— — — 11 l. m. konnte ſt. kannten.
— 203 — 3 l. m. wildeſte ſt. mildeſte.
— 208 — 13 l. m. Schauder ſt. Schauer.
— 216 — 19 l. m. einmal ſt. mal.
— 217 — 11 l. m. ernſten ſt. erſten.
— 232 — 5-6 l. m. Buſche ſt. Bucht.
— 269 — 7 l. m. neu ſt. nun.

J. F. Schmidt.